

# DER FELS

**Papst Franziskus:**

„Verkörpern wir den Stil Gottes?“

307

**Bischof Dr. Bertram Meier:**

„Die Weltkirche hat meinen Horizont  
weit gemacht“

310

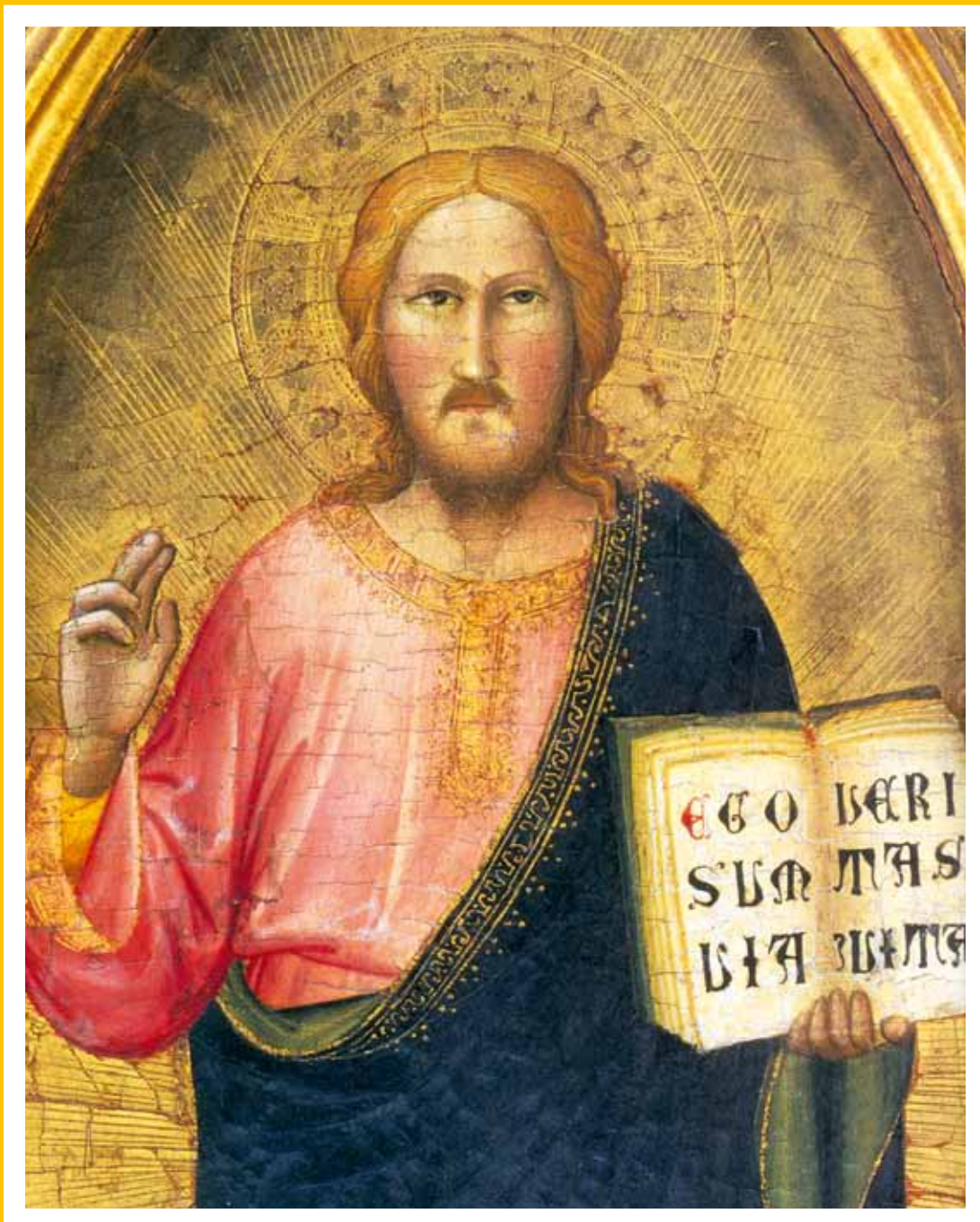
**Prof. Dr. Hubert Gindert:**

Reformer und Wegbereiter in der Kirche:  
Paulinus von Trier

327

Katholisches Wort in die Zeit

52. Jahr November 2021



# INHALT

**Papst Franziskus:**  
„Verkörpern wir den Stil Gottes?“ ..... 307

**Bischof Dr. Bertram Meier:**  
„Die Weltkirche hat meinen Horizont  
weit gemacht“ ..... 310

**Michaela C. Hastetter:**  
Ein Weg unter Führung des  
heiligen Geistes? ..... 312

**Prof. Dr. Hubert Gindert:**  
Es geht nicht um sexuellen  
Missbrauch, eine „andere Kirche“  
ist das Ziel! ..... 314

**Dr. François Reckinger:**  
Befreiende Königsherrschaft ..... 315

**Diakon Raymund Fobes:**  
„Das Herz spricht zum Herzen“ ..... 316

**Felizitas Küble:**  
Der Glaube kommt vom Hören ..... 318

**Pastoralreferent Alfons Zimmer:**  
Verankert im Himmel ..... 319

**Felizitas Küble:**  
Bestattungskultur im Wandel  
der Zeit ..... 320

**Pastoralreferent Alfons Zimmer:**  
Die „sieben Fußfälle“ ..... 324

**Prof. Dr. Dr. Anton Ziegenaus:**  
Erfahrungen Prominenter  
mit dem Tod ..... 326

**Prof. Dr. Hubert Gindert:**  
Reformer und Wegbereiter in der Kirche:  
Paulinus von Trier ..... 327

**Zur Geschichte des  
„Forums Deutscher Katholiken“  
(Fortsetzung) ..... 328**

Auf dem Prüfstand ..... 332

Bücher ..... 334

Hinweise | Veranstaltung ..... 335

Impressum „Der Fels“ November 2021 Seite 335  
Redaktionsschluss ist jew. der 5. des Vormonats

**Titelbild: „Christus der Erlöser“ – (Ausschnitt)**  
Angelo Gaddi, (ca. 1350-1396); J. R. Porter: Jesus  
und seine Zeit, Orbis Verlag, 2002, S. 134

**Foto- und Quellennachweise:** Seite 334

wir erleben jetzt einen Epochenwechsel. Es ist der Abschied von gewohnten Ansichten:

- In der Politik von den „Volksparteien“. Eine Partei, die kaum 25% der Wähler hinter sich scharen kann, verdient diesen Namen nicht. Das Wahlergebnis wird Konsequenzen haben für die Bildung der Regierung und danach für klare, weitreichende Entscheidungen.
- Die Gesamtgesellschaft ändert sich rasant. Die demographische Situation mit ihrer Kinderarmut ist das Ergebnis einer fehlenden Wertschätzung der Ehe und unzureichender staatlicher Unterstützung kinderreicher Familien. Die Massenabtreibung verschärft die Entwicklung. Die Auswirkungen auf Schule und Arbeitswelt sind nicht mehr zu übersehen. Da die einheimische Bevölkerung die eigene Geschichte und Kultur kaum wertschätzt, können die von außen Hinzugekommenen nicht integriert werden, was jahrhundertlang im Römischen Reich gelungen ist. Ob dennoch die für unsere Gesamtgesellschaft verbindliche Verfassung gesichert werden kann, ist daher fraglich.
- Wir nehmen Abschied von der „Volkskirche“. Es ist eine Tatsache, dass kaum mehr 5% der „Gläubigen“ am Sonntag den Weg zur Kirche finden, der sakramentale Mitvollzug darniederliegt und jedes Jahr Hunderttausende ihren Austritt aus der Kirche erklären. Bedeutsamer ist jedoch die Bewusstseinsänderung, dass Kirche und Glaube mit dem realen Leben nichts zu tun haben. Die Versuche mit dem „Synodalen Weg“ und mit mehr Anpassung an die Erwartungen der „Welt“ zeigen, dass das „Machertum“ auch in der Kirche Einzug gehalten hat.

Das „Machertum“, ausgedrückt im bekannten Satz „Wir werden das schon schaffen“ hat überall

abgewirtschaftet. Angesichts der Corona-Pandemie wird es auch nicht mehr ernsthaft geglaubt. Was sich ausbreitet, sind Ratlosigkeit, Verwirrung und Mutlosigkeit.

Was können wir ändern und wie können wir die Neuheiten mit der Botschaft Jesu erreichen?

Joseph Ratzinger äußerte 1958 (!): „Nur wenn die Kirche anfängt, sich selbst wieder als das Ohr der neuen Heiden mit darzustellen, was sie ist, wird sie das Ohr der neuen Heiden mit ihrer Botschaft zu erreichen vermögen.“ Es ist das, was die Heiden in den ersten Jahrhunderten mit Erstaunen feststellten: „Seht, wie sie einander lieben“! Offensichtlich hatten sie ein Gespür und eine Sehnsucht, wie das menschliche Verhalten eigentlich sein sollte. Auch säkulare Menschen, die von Gott nichts halten, bewundern z.B. Mutter Teresa von Kalkutta wegen ihrer aufopfernden Fürsorge für Arme und Entrechtete. Sie fragen aber nicht, woher sie ihre Kraft für ihr Tun bezog. So versperren sie sich den Weg zu Gott. Benedikt XVI. hat den weiterführenden Hinweis in seiner ersten Enzyklika „Gott ist Liebe“ gegeben. Er schreibt darin: „Am Anfang des Christseins steht nicht ein ethischer Entschluss oder eine große Idee, sondern die Begegnung mit einer Person, die unserem Leben einen neuen Horizont und damit eine entscheidende Richtung gibt“. Wir können den Hinweis von Benedikt XVI. aufgreifen und so Suchenden eine Perspektive geben.

Mit den besten Wünschen  
aus Kaufering



Ihr Hubert Gindert  
und das Redaktionsteam

## „Verkörpern wir den Stil Gottes?“

Bischofssynode mit der Vorgabe: „Begegnen – Zuhören – Unterscheiden“

**Ein Mann, ein Reicher, geht Jesus entgegen, als er »sich auf den Weg machte« (Mk 10,17).**

Die Evangelien stellen uns Jesus oft „auf dem Weg“ vor, wie er den Weg des Menschen begleitet und den Fragen zuhört, die dessen Herz beschäftigen und bewegen. So zeigt er uns, dass Gott nicht an isolierten Orten, an ruhigen Orten wohnt, weit weg von der Realität, sondern mit uns geht und uns dort erreicht, wo immer wir sind, auf den manchmal holprigen Straßen des Lebens. Und heute, da wir den synodalen Weg eröffnen, beginnen wir damit, uns selbst zu fragen – der Papst, die Bischöfe, die Priester, die Ordensmänner und -frauen, die Laiinnen und Laien – : Verkörpern wir, die christliche Gemeinschaft, den Stil Gottes, der durch die Geschichte hindurchgeht und die Ereignisse der Menschheit teilt? Sind wir bereit, uns auf das Abenteuer des Weges einzulassen, oder flüchten wir uns aus Angst vor dem Unbekannten lieber in die Ausreden „das ist nicht nötig“ oder „das hat man schon immer so gemacht“?

Eine Synode abzuhalten bedeutet, auf demselben Weg zu gehen, gemeinsam unterwegs zu sein. Schauen wir auf Jesus, der auf der Straße zuerst dem reichen Mann *begegnet*, sich dann seine Fragen *anhört* und ihm schließlich hilft zu *unterscheiden*, was er tun muss, um das ewige Leben zu gewinnen. *Begegnen*, *zuhören*, *unterscheiden*: drei Verben des synodalen Weges, auf die ich mich konzentrieren möchte.

**BEGEGNEN.** Das Evangelium beginnt mit der Erzählung einer Begegnung. Ein Mann geht auf Jesus zu, kniet vor ihm nieder und stellt ihm eine entscheidende Frage: »Guter





Meister, was muss ich tun, um das ewige Leben zu erben?» (v. 17). Eine so wichtige Frage erfordert Aufmerksamkeit, Zeit, die Bereitschaft, dem anderen zu begegnen und sich von seiner Unruhe herausfordern zu lassen. Der Herr ist in der Tat nicht distanziert, er zeigt sich nicht verärgert oder beunruhigt, im Gegenteil, er bleibt bei ihm. Er ist offen für Begegnung. Nichts lässt ihn gleichgültig, alles bewegt ihn. Die Begegnung mit Gesichtern, das Kreuzen von Blicken, das Teilen der Geschichte eines jeden Menschen: das ist die Nähe Jesu. Er weiß, dass eine Begegnung das Leben verändern kann. Und das Evangelium ist voll von Begegnungen mit Christus, die aufrichten und heilen. Jesus hatte keine Eile, er schaute nicht auf die Uhr, um diese Begegnung schnell zu beenden. Immer war er der Person zu Diensten, die er gerade traf, um ihr zuzuhören.

gegenseitig dabei zu helfen, dass die Vielfalt der Charismen, der Berufungen und der Ämter uns bereichert. Jede Begegnung erfordert – wie wir wissen – Offenheit, Mut und die Bereitschaft, sich vom Gesicht und von der Geschichte des anderen herausfordern zu lassen. Während wir es manchmal vorziehen, uns in formale Beziehungen zu flüchten oder Masken der Konvention zu tragen – der klerikale Geist ist höflich: das sind eher *monsieur l'abbé* als väterliche Priestergestalten – verändert uns die Begegnung und zeigt uns oft neue Wege auf, die wir nicht für möglich gehalten hätten. Heute nach dem *Angelus* empfangen ich eine Gruppe Menschen von der Straße, die einfach deshalb zusammengekommen sind, weil es eine Gruppe von Leuten gibt, die zu ihnen geht und ihnen zuhört, einfach nur zuhört. Und aus dem Zuhören heraus haben sie es geschafft, sich auf einen Weg zu begeben. Das Zuhören. Oft zeigt uns Gott gerade auf diese Weise die Wege, die wir gehen sollen, und bringt uns aus unseren müden Gewohnheiten heraus. Alles ändert sich, wenn wir zu echten Begegnungen mit ihm und untereinander fähig sind. Ohne Formalismus, ohne Täuschungen, ungeschminkt.



Auch wir, die wir diesen synodalen Weg beginnen, sind aufgerufen, Experten in der *Kunst der Begegnung* zu werden. Es geht nicht darum, Veranstaltungen zu organisieren oder theoretische Überlegungen zu den Problemen anzustellen, sondern vor allem darum, uns Zeit zu nehmen, um dem Herrn zu begegnen und die Begegnung unter uns zu fördern. Eine Zeit, um dem Gebet, der Anbetung – diesem Gebet, das wir so sehr vernachlässigen: anbeten, der Anbetung Raum geben – und dem, was der Geist der Kirche sagen will, Raum zu geben; sich dem Gesicht und dem Wort des anderen zuzuwenden, uns von Angesicht zu Angesicht zu begegnen, uns von den Fragen der Schwestern und Brüder berühren zu lassen, uns

Das zweite Verb: **ZUHÖREN**. Eine echte Begegnung entsteht nur durch Zuhören. Jesus hört sich die Frage des Mannes und seine religiöse und existenzielle Unruhe an. Er gibt keine rituelle Antwort, er bietet keine vorgefertigte Lösung an, er gibt nicht vor, freundlich zu antworten, nur um ihn loszuwerden und seinen Weg fortzusetzen. Er hört ihm einfach zu. Er hört ihm so lange zu wie es nötig ist, ohne Eile. Und, das ist das wichtigste, er, Jesus, hat keine Angst, ihm *mit dem Herzen zuzuhören* und nicht nur mit den Ohren. Seine Antwort



nimmt nicht nur die Frage zur Kenntnis, sondern erlaubt dem reichen Mann, seine eigene Geschichte zu erzählen und frei über sich selbst zu sprechen. Christus erinnert ihn an die Gebote, und er beginnt, von seiner Kindheit zu erzählen, von seinem religiösen Weg, von seiner Weise, nach Gott zu streben. Wenn wir mit dem Herzen zuhören, geschieht genau das: Die andere Person fühlt sich angenommen, nicht beurteilt, und frei, von ihren eigenen Erfahrungen und ihrem spirituellen Weg zu erzählen.

Fragen wir uns auf diesem Synodenweg ehrlich: Wie halten wir es mit dem Zuhören? Wie steht es um das „Hören“ unseres Herzens? Erlauben wir den Menschen, sich zu äußern, im Glauben voranzuschreiten, auch wenn sie schwierige Lebenswege haben; zum Leben der Gemeinschaft beizutragen, ohne behindert, abgelehnt oder verurteilt zu werden? Eine Synode abzuhalten bedeutet, sich auf denselben Weg zu begeben wie das Wort, das Mensch geworden ist: Es bedeutet, in seine Fußstapfen zu treten und sein Wort zusammen mit den Worten der anderen zu hören. Es geht darum, mit Erstaunen zu entdecken, dass der Heilige Geist auf immer überraschende Weise weht, um neue Wege und Sprachen zu suggerieren. Es ist eine langsame, vielleicht mühsame Übung, zu lernen, einander zuzuhören – Bischöfe, Priester, Ordensleute und Laien, alle, alle Getauften – und dabei künstliche und oberflächliche Antworten, Antworten *prêt-à-porter*, zu vermeiden. Der Geist fordert uns auf, die Fragen, die Ängste und die Hoffnungen jeder Kirche, jedes Volkes und jeder Nation anzuhören. Und auch, auf die Welt zu hören, auf die Herausforderungen und Veränderungen, vor die sie uns stellt. Wir dürfen unsere Herzen nicht schalldicht machen, wir dürfen



uns nicht hinter unseren Gewissheiten verbarrikadieren. Diese Gewissheiten machen uns oft verschlossen. Lasst uns gegenseitig zuhören.

Und schließlich: **UNTERSCHIEDEN**. Sich zu treffen und einander zuzuhören ist kein Selbstzweck, der die Dinge lässt, wie sie sind. Im Gegenteil, wenn wir in den Dialog eintreten, stellen wir uns selbst in Frage, wir machen uns auf den Weg, und am Ende sind wir nicht mehr dieselben wie vorher, wir haben uns verändert. Das heutige Evangelium zeigt uns dies. Jesus spürt, dass der Mann, der vor ihm steht, gut und religiös ist und die Gebote einhält, aber er will ihn über die bloße Einhaltung der Gebote hinausführen. Im Dialog hilft er ihm, zu unterscheiden. Er schlägt ihm vor, in sich selbst hinein zu schauen, im Licht der Liebe, mit der er selbst, der ihn ansieht, ihn liebt (vgl. V. 21), und in diesem Licht zu unterscheiden, woran sein Herz wirklich hängt. Und um dann zu entdecken, dass sein Gut nicht darin besteht, weitere religiöse Handlungen hinzuzufügen, sondern im Gegenteil, sich zu entleeren: zu veräußern, was sein Herz vereinnahmt, um Platz für Gott zu schaffen.

Dies ist auch für uns ein wertvoller Hinweis. Die Synode ist ein Weg der geistlichen Unterscheidung, ein kirchlicher Unterscheidungsprozess, der in der Anbetung, im Gebet und im Kontakt mit dem Wort Gottes stattfindet. Und die zweite Lesung

gerade heute sagt uns, dass das Wort Gottes »lebendig ist [...], wirksam und schärfer als jedes zweischneidige Schwert; es dringt durch bis zur Scheidung von Seele und Geist, von Gelenken und Mark; es richtet über die Regungen und Gedanken des Herzens« (Hebr 4,12). Das Wort öffnet uns die Augen für die Unterscheidung und erleuchtet sie. Es richtet die Synode so aus, dass sie keine kirchliche „*convention*“, keine Studientagung oder ein politischer Kongress ist, sondern ein Ereignis der Gnade, ein Heilungsprozess unter der Leitung des Heiligen Geistes. In diesen Tagen ruft uns Jesus auf, so wie er es mit dem reichen Mann im Evangelium getan hat, uns leer zu machen, uns von dem zu befreien, was weltlich ist, und auch von unseren Verschlossenheiten und unseren sich wiederholenden pastoralen Modellen; uns zu fragen, was Gott uns in dieser Zeit sagen will und in welche Richtung er uns führen möchte.

Liebe Brüder und Schwestern, ich wünsche uns einen guten gemeinsamen Weg! Mögen wir Pilger sein, die das Evangelium lieben und offen sind für die Überraschungen des Heiligen Geistes. Lassen wir uns die Gnadensmomente der Begegnung, des Einander-Zuhörens und der Unterscheidung nicht entgehen. Tun wir dies in der freudigen Gewissheit, dass der Herr, den wir suchen, uns mit seiner Liebe zuvorkommt.

© L.E.V.

## „Die Weltkirche hat meinen Horizont weit gemacht“

Aus der Predigt des Bischofs von Augsburg vom 10. Oktober 2021



links: Bischof Bertram mit Bischof Franjo Komarica aus Banja Luka; rechts: Kreuzweg für die verfolgte Kirche im Augsburger Dom, vorgebetet von Patriarch Gregorius, Bischof Bertram, Sr. Theresia Wittemann OSF und Georgios Vlantis (ACK Bayern).

Die Katholizität umfasst die Länder des Globus und das Gespräch mit allen Religionen!

Das lege ich Ihnen heute besonders an Herz: Hören Sie nicht auf zu beten! Die Kirche in Deutschland braucht unser Gebet dringend. Der Synodale Weg, auf dem wir uns befinden, gibt Anlass zur Sorge. Dass die Kirche in unserem Land einen Aufbruch braucht, um zukunftsfähig zu sein, darüber sind wir uns einig. Doch wie soll das gehen? Ich leugne nicht, dass es auch in der Kirche Schuld und Sünde gibt. Jeder Skandal ist einer zu viel. Daher sind jene, die Verantwortung tragen, nicht sakrosankt. Trotzdem glaube ich der „heiligen Kirche“. Auf sie lasse ich nichts kommen. Ich arbeite gern in ihr. Mit Freude verstehe ich mich als Mitarbeiter Jesu Christi, der seine Jünger in die Welt sandte und ihnen in Petrus einen Sprecher gab. So können wir

uns bis heute am Papst orientieren. Er ist Garant der Einheit; er hält uns zusammen. In meiner Biographie habe ich Weltkirche nicht nur studiert, sondern auch gelernt und gelebt. Die Zeit in Rom und später die regelmäßigen Reisen ins Heilige Land lehrten mich, über den schwäbisch-bayerisch-deutschen Tellerrand weit hinauszuschauen. Nie im Leben habe ich Weltkirche als Handicap oder Korsett erfahren. Im Gegenteil: Ich sehe sie als Privileg. Die Weltkirche hat meinen Horizont weit gemacht. Ich war und bin stolz, als Christ, Priester und Bischof weltkirchlich unterwegs zu sein. Diese Erfahrung will ich mir nicht nehmen lassen. Ich bin Bischof einer konkreten Diözese, aber auch eingebunden in das Netz der vielen Ortskirchen, das den Globus umspannt.

Wenn ich mir die Pisten anschauere, die sich für die Zukunft des Synodalen Weges abzeichnen, bin ich dankbar. Die Landkarte liegt offen auf dem Tisch. Denn nun ist klar, wo die Reise hingehen soll. Zugleich werde ich nachdenklich. Ich mache mir Sorgen. Mir stellen sich Fragen hinsichtlich der Pfade, die wir einschlagen:

- Trägt uns nicht mehr die gemeinsame Überzeugung, dass ein sakramental verstandenes Volk Gottes – die Kirche – ein sakramental verortetes Weiheamt notwendig braucht? Es ist konstitutiv für die katholische Kirche. Daran sollte auch eine Synode weder rütteln noch sägen. Denn Synodalität ist nicht Korrektiv, sondern Entfaltung und Bezeugung der Com-

munio hierarchica, der hierarchischen Gemeinschaft.

- Wollen wir unsere Hirten künftig nur noch demokratisch wählen und auf Zeit einsetzen, um ihnen bei Bedarf ebenso per Mehrheitsvotum wieder das Vertrauen entziehen zu können? Bischöfe auf Zeit?! Wenn wir ernsthaft eine Kirche ohne Weiheamt anstreben, läuten wir uns selbst die Sterbeglocke: Selbstabdankung der Bischöfe, Priester und Diakone. Das möge Gott verhüten!
- Was ist eine Kirche ohne die Autorität von geweihten Amtsträgern wert? Was richtet sie aus im öffentlichen und politischen Diskurs? „Sie taugt zu nichts mehr, sie wird weggeworfen und von den Leuten zertreten“ (vgl. Mt 5,13). Ich bin überzeugt: Wenn wir eine Kirche ohne sakramentales Amt wollen, brechen wir ihr das Genick. Sie wird gebückt, verkrümmt, geht weder aufrecht noch aufrichtig ihren Weg. Sie hat keine Kraft mehr, gegen den Strom zu schwimmen. Sie wird mitgerissen von den Wellen der gängigen Meinungen.

Denken wir es weiter! Müsste ein Pfarrer, ein Bischof, der Papst sein Wirken an den Applaus von Mehrheiten knüpfen, wohin würde das führen? Stellen wir uns vor, wie es unserem Erlöser im Heiligen Land ergangen wäre, wenn er bei den Aposteln vorher hätte abstimmen lassen, ob er den Kreuzweg gehen soll. Mein Kirchenpolitbarometer liefert mir die Prognose: 12 zu 1 gegen Jesus. Der Heiland hat aufs Votum verzichtet; er hat sich fürs Kreuz entschieden – und uns dadurch erlöst: Im Kreuz ist Heil!

Sie, Confratres und Consortores, [der Ritter vom Hl. Grab] wissen, wo die Wiege der Weltkirche steht: in Jerusalem. Auf Golgatha ist der Baum des Kreuzes gepflanzt. Als der Abendmahlssaal sich an Pfingsten öffnet und die ängstlichen Apostel wie neugeboren ins Freie treten, um die internationale Gemeinde für Jesus zu begeistern, da wird die Weltkirche aus der Taufe gehoben. Brechen wir eine Lanze für die Weltkirche, bleiben wir ihr treu! Liebäugeln wir nicht mit nationalen Sonderwegen! Am deut-

schen Wesen wird die Weltkirche sicher nicht genesen. Seien wir ehrlich: Die Pandemie hat gezeigt, was die Menschen wirklich von der Kirche erwarten: Begleitung, Nähe und Trost. Das dürfen wir ihnen nicht vorenthalten. Ich wünsche mir, dass mein eigenes Leben, mein Dienst als Bischof immer evangeliumsgemäßer wird – in einem Rahmen, der katholisch ist und bleibt. Wir alle dürfen nicht schlafen, um uns dann beim Erwachen verduzt die Augen zu reiben, weil sich die katholische Kirche auf dem Synodalen Weg in eine *de facto* evangelische Landeskirche transformiert hat. Liebe Ordensgeschwister, kämpfen wir für Jesus und seine Frohe Botschaft! Setzen wir uns für das Grundgesetz, die Verfassung der katholischen Kirche, ein: die Sakramentalität als Zeichen und Werkzeug des Heils (vgl. LG 1).

Unser Orden ist weltkirchlich gerdet; wir kennen unsere Wurzeln im Heiligen Land; die Treue zum Nachfolger Petri ist uns Ehrensache. Der em. Papst Benedikt XVI. fasste in seiner Antrittsenzyklika *Deus caritas est* das treffend zusammen, was uns als caritative Ordensgemeinschaft verbindet: „Die Liebe ist umsonst; sie wird nicht getan, um damit andere Ziele zu erreichen ... Wer im Namen der Kirche karitativ wirkt, wird niemals dem anderen den Glauben der Kirche aufzudrängen versuchen. Er weiß, dass die Liebe in ihrer Reinheit und Absichtslosigkeit das beste Zeugnis für den Gott ist, dem wir glauben und der uns zur Liebe treibt. Der Christ weiß, wann es Zeit ist, von Gott zu reden, und wann es recht ist, von ihm zu schweigen und nur einfach die Liebe reden zu lassen. Er weiß, dass Gott Liebe ist (vgl. 1 Joh 4, 8) und gerade dann gegenwärtig wird, wenn nichts als Liebe getan wird ... Daher besteht die beste Verteidigung Gottes und des Menschen in der Liebe“ (Nr. 31c).

Ulrich und Afra haben in unterschiedlichen Zeiten auf verschiedene Weise ihren Glauben an Jesus Christus und sein Evangelium gelebt. Ihr Zeugnis hat Modellcharakter. Wir dürfen stolz sein, dass wir diese beiden Heiligen als Patrone haben. An ihnen können wir uns ein Beispiel nehmen. ■

*Abdruck mit der Genehmigung des bischöfl. Sekretariats*



oben:  
hl. Ulrich

unten:  
hl. Afra





Michaela C. Hastetter:

## Ein Weg unter Führung des heiligen Geistes?

Gedanken zum synodalen Weg

### ECKDATEN

Der sogenannte Synodale Weg, der in Deutschland am 1. Dezember 2019 offiziell begann, versteht sich als innerkirchliches Diskussionsforum mit offenem Ausgang. Angestoßen durch die Veröffentlichung der MGH-Studie, die den sexuellen Missbrauch in der Katholischen Kirche untersucht hatte, wurde im März 2019 in der Frühjahrsvollversammlung der deutschen Bischöfe die Entscheidung für einen synodalen Weg getroffen. Thematisch ging es den Synodalen um Machtabbau, die Revision der priesterlichen und bischöflichen Lebensform, eine Anpassung der Lehre der Kirche zur Sexualität an neue humanwissenschaftliche Ergebnisse und das große Thema der Rolle der Frau in der Kirche. Damit waren die großen Themenblöcke des synodalen Weges bestimmt, die in vier Foren Gestalt annahmen: (1) Macht und Gewaltenteilung in der Kirche – Gemeinsame Teilnahme und Teilhabe am Sendungsauftrag“ (2) Priesterliche Existenz heute, (3) „Frauen in Diensten und Ämtern in der Kirche“ und (4) „Leben in gelingenden Beziehungen – Liebe leben in Sexualität und Partnerschaft“. Mit dieser Ausrichtung wurden auf der kirchlichen Landesebene in einem kontinuierlichen, vom Selbstverständnis der Synodalen her ergebnisoffenen Prozess programmatische Forderungen der Vergangenheit aufgegriffen und gebündelt, die be-

reits in einzelnen punktuellen Initiativen wie der Kölner Erklärung von 1989, der Initiative „Wir sind Kirche“ und des Kirchenvolks-Begehrens von 1995 bis hin zum Freiburger Memorandum „Kirche 2011: Ein notwendiger Aufbruch“ eingebracht worden waren.

### LOGO

Die Offenheit des Weges spiegelt sich auch im Logo des Synodalen Weges wider. Aus dem Kreuzesbalken der rechten Seite aus dem Blickwinkel des Betrachters, der nach unten gerichtet ist, erwächst ein offener Wegpfeil, der nach vorne in die Zukunft weisen will. Die Farbgebung des Logos – gemeinhin wird von Regenbogenfarben gesprochen – bietet allerdings nur den Ausschnitt von Himmelblau-Dunkelblau-Violett-Rot-Orange-Ocker. Wenn man naturgemäß an die Kreuzigung Jesu denkt, müsste die Farbgebung genau umgekehrt sein: Während beim Logo die Himmelsfarbe unten und das Rot oben erscheint, fällt bei der Kreuzigung Jesu das rote Blut zu Boden, und über dem Kreuz öffnet sich gleichsam der Himmel über dem Kreuz. Noch auffallender jedoch ist bei dem Logo der Ausfall der Farbe Grün, die in der christlichen Farbsymbolik für Hoffnung, Fruchtbarkeit und frisches neues Leben steht. Der Zukunftspfeil deutet farbsymbolisch nach Lk 23,31 eher auf die Farbe des Feuers und des

dürren, als des grünen Holzes. Dort, wo von der Logik der Spektralfarben das Grün erscheinen müsste, befindet sich der Schriftzug des Synodalen Weges. Nicht nur der Weg, sondern auch die Deutung des Logos bleibt letztlich offen.

### PILGERBRIEF VON PAPST FRANZISKUS

Ein halbes Jahr nach der ersten vorbereitenden Etappe des Synodalen Weges sandte Papst Franziskus am Fest von Peter und Paul 2019 einen „Brief an das pilgernde Volk Gottes in Deutschland“ (29.6.2019), in dem er vor allem die missionarische Dimension der Kirche beim Mut zu Reformen hervorhob. Bedeutsam für die Wegthematik ist die darin eingebrachte Pilgerdimension für die deutsche Ortskirche. Denn ein Pilgerweg hat im Gegensatz zum Selbstverständnis des synodalen Weges ein klar definiertes und angestrebtes Ziel: aus dem Gewöhnlichen herauszutreten und als Pilger unterwegs zum heiligen Ort, zum Heiligtum zu sein. Ein pilgerndes Volk ist auf dem Weg zu einem klar umrissenen Ziel. Dass Papst Franziskus für sein Schreiben an das pilgernde Volk Gottes von den in Jerusalem im Obergemach eingeschlossenen Jüngern ausgeht, scheint zunächst diametral zur Dynamik der Pilgerexistenz des Auf-dem-Wegseins zu stehen. Erst die Begegnung mit dem Auferstandenen, der die Jün-



ger anhaucht, ihnen buchstäblich den Heiligen Geist einhaucht, durchbricht die verängstigte Statik der Apostel und lässt sie bis an die Grenzen der Erde hin aufbrechen. So betont der Papst in seinem Brief, ausgehend von der griechischen Wortbedeutung „syn-odos“ (gemeinsamer Weg) die Bedeutung des Heiligen Geistes: „Es handelt sich [beim Synodalen Weg] im Kern um einen *synodos*, einen gemeinsamen Weg unter der Führung des Heiligen Geistes. Das aber bedeutet, sich gemeinsam auf den Weg zu begeben mit der ganzen Kirche unter dem Licht des Heiligen Geistes, unter seiner Führung und seinem Aufrütteln, um das Hinhören zu lernen und den immer neuen Horizont zu erkennen, den er uns schenken möchte. Denn die Synodalität setzt die Einwirkung des Heiligen Geistes voraus und bedarf ihrer.“ Im Heiligen Geist wird das Tun der Kirche nach Papst Franziskus missionarisch, es richtet sich auf die Evangelisierung und bekommt von daher wieder ihre eigentliche Orientierung. Dieser, wie er sagt „Primat der Evangelisierung“ ist in der Tat „ein Weg der Jüngerschaft in Antwort auf die Liebe zu Dem, der uns zuerst geliebt hat (vgl. 1 Joh 4,19); ein Weg also, der einen Glauben ermöglicht, der mit Freude gelebt, erfahren, gefeiert und bezeugt wird.“ Durch die Ausrichtung auf die Evangelisierung bekommt der richtungsoffene Wegprozess wieder den eigentlichen Fixpunkt: Christus. Der Weg erhält wieder seine Zielrichtung und die christliche Existenz wird wieder wahre Pilgerexistenz. So weiß christliche Pilgerexistenz von schwierigen Wegetappen, die vom Kreuz geprägt sind, genauso wie von den frohen und lichtvollen Wegstrecken, die motivierend für die Mitpilger wirken. Mit seinem Brief hat Papst Franziskus den Synodalen Weg gleichsam auf seine Mitte und sein Ziel zurückgeführt: „Jesus Christus ist der Herr“ (Phil 2,11).

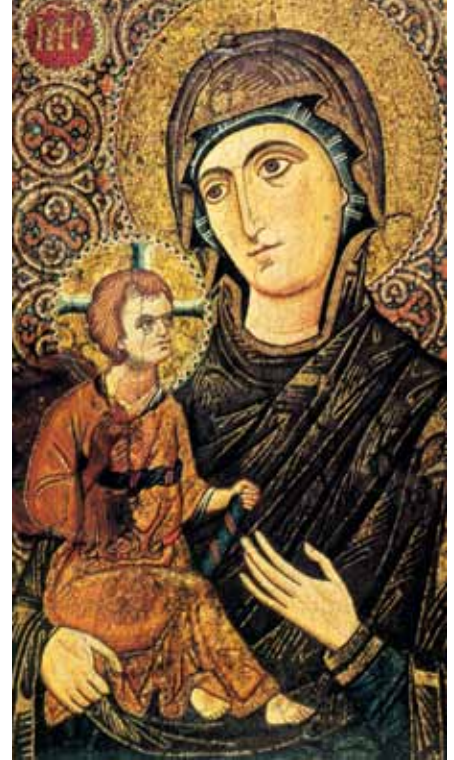
### SYNODALE BEITRÄGE – EIN ALTERNATIVER SYNODALER WEG

Der Brief von Papst Franziskus an das pilgernde Gottesvolk in Deutschland war letztlich wohl ausschlaggebend, dass eine Gruppe von Synodalen um Bischof Rudolf Voderholzer mit einer eigenen Internetseite über-

raschte. Darin finden sich Alternativtexte unter dem Titel „Synodale Beiträge“, kreierte zum 3. September 2021, dem Fest des hl. Gregor des Großen. Der Alternativtext zu Forum 1 „Vollmacht und Verantwortung – Thesen zur Kirchenreform“ bekam zuletzt Rückendeckung von Kardinal Walter Kasper. Mit dieser Initiative aus den Reihen der Delegierten des Synodalen Weges wird seine grundsätzliche Offenheit auf den eigentlichen Zielpunkt jedes Christen zurückgeführt: „Wir sind der Überzeugung“, so Voderholzer auf der Startseite der alternativen Homepage, „dass nur ein Synodaler Weg gut und zielführend ist, der mit und in der ganzen Kirche gegangen wird. Die ganze Kirche ist nicht nur die weltweite Kirche, sondern auch die Kirche des Ursprungs und die Kirche der Heiligen, die schon am Ziel angekommen sind. Ihr Quellgrund ist der Gottmensch Jesus Christus, der in der Eucharistie leibhaftig gegenwärtig ist und von ihr her die Kirche aufbaut.“

### KARDINAL SARAH IN DER ABTEI ST. MAURICE (WALLIS)

Aufgrund des Corona-bedingten Ausfalls seines seit langem angesagten Kommens stattete Kardinal Sarah der Abtei St. Maurice im Wallis (Schweiz) in diesem Jahr am 22. September seinen Besuch ab. In einem Gespräch in den Schweizer kirchlichen Medien ging der Kurienkardinal auch auf die Problematik der Orientierungslosigkeit des Synodalen Weges ein. Er sagte: „Wenn ich mir anschau, was auf dem Synodalen Weg in Deutschland geschieht, dann weiß ich nicht, wohin das uns führen wird. Ist es eine völlige Neuerfindung der Kirche? Man nimmt, was jeder sagt, und sucht dann den Konsens. Die Wahrheit der Kirche ist aber vor uns. Sie kann nicht von uns konstruiert werden.“ Mit seiner Kritik an einem Weg ohne klare Zielrichtung hat Kardinal Sarah nicht das gemeinsame Gehen kritisiert, sondern vielmehr einem ziellosen Schlendern, das den Ursprung aus dem Auge verliert, eine Absage erteilt. Für ihn ist der Weg kein Selbstzweck. Es müsse vielmehr um die gemeinsame Suche nach der Wahrheit gehen. „Wahrheit entsteht nicht aus Konsens, sie geht uns voraus.“ Die eigentliche Änderung der Kirche



geschieht für Kardinal Sarah durch die Heiligkeit, weil hier gleichsam Jesus Christus die Wegführung übernimmt.

### HODEGETRIA – WEGWEISERIN ZU CHRISTUS

Mit der Heiligkeit als Wesenselement von wahrer Veränderung in der Kirche kommen die Heiligen in den Blick, denen freilich kein offizielles Forum im Synodalen Weg gewidmet ist. In diesem Zusammenhang darf an ein altes Pilgerbild erinnert werden, das den Namen „Hodegetria“ – Wegweiserin – trägt. Auf dieser byzantinischen Marienikone ist die Gottesmutter mit einer wegweisenden Handbewegung dargestellt, die auf Christus verweist, den sie auf dem Arm trägt. Ursprünglich wurden mit *hodegoi* Mönche bezeichnet, die Pilgerführer für blinde Pilger in einem Heiligtum in Konstantinopel waren. Sie nahmen die blinden Pilger an die Hand, um sie zu einer wundertätigen Quelle im Bezirk des Heiligtums zu führen. Jeder Pilgerweg braucht Wegweiser, Wegführer und Weggefährten, hin zum heiligen Ort. Wo das Kreuz selbst zum Wegpfeil wird, dort ist Christus. Wo sich ein Wegpfeil indes vom Kreuz löst und von Christus weggeführt, bedarf es auch heute wieder der *hodegoi*, die erblindete Pilger an die Hand nehmen, um sie zur Quelle des Lebens zu führen. ■

Hubert Gindert:

## Es geht nicht um sexuellen Missbrauch, eine „andere Kirche“ ist das Ziel!

Die sexuellen Missbrauchsfälle sind für manche Medienleute der Hebel, um die katholische Kirche in eine an die Wünsche der „Welt“ angepasste Institution zu transformieren. Die Mehrheit des „Synodalen Weges“ hat sich diesen Aufhänger zu eigen gemacht. Bischof Voderholzer hat in seiner persönlichen Erklärung vom 25.09.2019 über das Statut des „Synodalen Prozesses“ geäußert: „Ich bin auch der Meinung, dass an der Wiege des ‚Synodalen Prozesses‘ eine Unaufrichtigkeit steht. Aus den Fällen des sexuellen Missbrauchs den Schluss zu ziehen, dass es bei der Erneuerung um die genannten Themen ‚Ehelosigkeit (der Priester), Machtmissbrauch, Frauen in der Kirche und Sexualmoral‘ gehen müsse, ist angesichts fehlender wissenschaftlicher Studien ... nur als pseudowissenschaftlich anzusehen“.

Nun gibt es Medienleute, wie Daniel Wirsching, die als „kritische Beobachter“ jedes Maß an Objektivität, Gerechtigkeit und Fairness fehlen lassen. Aus ihrer Kritik spricht blanker Hass gegen die katholische Kirche, die sich immer noch nicht auf das gewünschte Maß einplanieren lässt. Wirsching wirft in seinem Artikel „Die Kirche verweigert die Übernahme von Verantwortung“ (Augsburger Allgemeine Zeitung, 21.09.2021) von ihr „begangene massenhafte psychische, körperliche und sexualisierte Gewalt“ vor. Weiter: „Der weltweite Missbrauchsskandal der katholischen Kirche ist ein Jahrhundertskandal. Er überschattet alles und führt dazu, dass die Glaubwürdigkeit dieser ‚moralischen Institution‘ und das Vertrauen in sie erodieren ... solange der Missbrauchsskandal nicht unabhängig aufgearbeitet ist und spürbare Konsequenzen erfahren hat, solange wird diese Institution weder Glaubwürdigkeit noch Vertrauen (zurück-) gewinnen. Ihre Zukunft entscheidet sich am Umgang mit Missbrauchsfällen.“

Daniel Wirsching sagt kein Wort zu den Missbrauchsfällen in der evange-

lischen Kirche und in der Gesellschaft, d.h. in Sportvereinen, Klubs und in den Familien. Ginge es Wirsching um die Missbrauchsgeschädigten, müsste er auch dazu Stellung nehmen: Missbrauch in der Familie, z.B. durch den eigenen Vater, ist nicht weniger schwerwiegend als durch einen Priester. Wirsching hält der katholischen Kirche im o.a. Artikel vor „um Betroffene und Gerechtigkeit geht es allerdings kaum. Kleriker erfahren Barmherzigkeit, Betroffene können damit nicht rechnen. Sie erfahren Kälte und die Selbstgerechtigkeit einer nach wie vor einflussreichen und sehr weltlichen

schlechthin ... kein anderes Bistum hat das bisher gemacht. Nach der Veröffentlichung (Gercke-Gutachten) habe der Beirat Forderungen gestellt, die berücksichtigt worden seien und Zug um Zug umgesetzt würden.“

Kardinal Woelki ist zusammen mit Bischof Voderholzer das geistige Haupt der Minderheitenfraktion im „Synodalen Prozess“, die den Durchmarsch zu einer „anderen Kirche“ verhindern. Hätte Papst Franziskus Erzbischof Woelki abgesetzt, wären die glaubens-treuen Katholiken im „Synodalen Weg“ erheblich geschwächt worden. Die Wut der Kirchenveränderer ist zu verstehen.



„Hochmütige legen mir heimlich Schlingen / Böse spannen ein Netz aus, / stellen mir Fallen am Wegrand“ Ps 140,6

Institution“... „In Fulda wird auch der Kölner Kardinal Woelki predigen, Inbegriff kirchlicher Demutssimulation.“

Wer verfolgt hat, was Daniel Wirsching Kardinal Woelki in den vergangenen zwei Jahren zu Unrecht vorgeworfen hat, sollte zur Kenntnis nehmen, was Peter Henselder, Missbrauchsbetroffener, Mitglied im Betroffenenbeirat des Erzbistums Köln und Fernsehprojektleiter von „For Disabled People TV Berlin“, gegenüber der Tagespost (23.09.2021) geäußert hat: „Kardinal Woelki hat die Aufarbeitung soweit betrieben wie kein anderes Bistum ist eigentlich der Aufklärer

Der Stil von Medienleuten wie Daniel Wirsching erinnert an Marat, wie ihn Alphonse de Lamartine in den „Gestalten der Revolution“ (Portraits de Revolutionnaires) porträtiert hat. „Marat rächte sich an allem, was groß war ... das Geniale war ihm nicht weniger verhasst als das Aristokratische. Überall, wo er etwas hervortreten oder glänzen sah, verfolgte er es wie einen Feind. Er hätte die ganze Schöpfung eibebnen mögen. Die Gleichheit war sein wütendes Streben, weil die Überlegenheit sein Martyrium war. Er liebte die Revolution, weil sie alles bis in seine Reichweite erniedrigte“... ■

## Befreiende Königsherrschaft

### Gedanken zum Christkönigssonntag

**Alle** drei Schrifttexte dieses Sonntags künden von der Königsherrschaft Christi. Die *erste Lesung* ist dem *Buch Daniel* entnommen, das wohl im 3. Jahrhundert vor Christus entstanden ist. Darin berichtet der Verfasser von einer nächtlichen Vision, die ihm von Gott geschenkt worden war und in der er einen „Hochbetagten“ gesehen hatte. Damit ist offensichtlich Gott selbst gemeint. Ferner wird von einem *Menschensohn* gesprochen, der zu dem Hochbetagten hingeführt wurde. Zuletzt heißt es, dass ihm, dem Menschensohn, Herrschaft, Würde und Königtum gegeben wurde; dass alle Völker, Nationen und Sprachen ihm dienen müssen; dass seine Herrschaft eine ewige Herrschaft ist und sein Königreich niemals untergehen wird. Was damit gemeint war, konnten viele gläubige Juden wohl erst erfassen, nachdem Jesus, der ewige Sohn Gottes, unter ihnen Mensch geworden und unter ihnen aufgetreten war und unter Wirken von Wundern seine Frohbotschaft verkündet hatte.

Als zweite Lesung dient ein Abschnitt aus der *Apokalypse (Offenbarung) des Johannes*, die um das Jahr 90 unserer Zeitrechnung veröffentlicht wurde. In den vier Versen, die dieser Text umfasst, wird Entscheidendes und Wunderschönes über den Herrn Jesus Christus als Gott und Mensch ausgesagt: Er ist „der treue



Zeuge“, d. h. der Zeuge, der in jedem Fall die Wahrheit sagt. Er ist zudem „der Erstgeborene der Toten“, d. h. der erste Mensch, der nach seinem am Kreuz erfolgten und durch den Lanzenstich amtlich gesicherten Tod am dritten Tag von den Toten auferstanden ist.

Anschließend ist von *uns*, den Menschen, die zu ihm gehören, die Rede. Da heißt es: „Er hat uns zu Königen gemacht und zu Priestern vor Gott, seinem Vater.“ Damit ist die

beglückende Wahrheit vom gemeinsamen Priestertum der auf seinen Namen Getauften angesprochen.

Jesus hätte uns, seine Gläubigen allerdings nicht „zu Königen ... und zu Priestern“ machen können, wäre er nicht selbst, durch seinen Erlöser-tod am Kreuz und seine glorreiche Auferstehung, zum ewigen Hohepriester und zum Herrscher über alle irdischen Herrscher geworden. Das hat er, wie es im Evangelium des Tages berichtet wird, vor dem kaiserlichen Statthalter Pontius Pilatus deutlich zum Ausdruck gebracht. Als dieser ihn fragte; „Also bist du doch ein König?“, da antwortete er: „Du sagst es zu Recht: Ich bin ein König.“ Was er als Erklärung noch hinzufügte, hat Pilatus nicht interessiert. Mit der Aussage des Angeklagten, „Ja, ich bin ein König“, hatte der Statthalter genug in der Hand, um Jesus zum Tod zu verurteilen – und zwar, da er kein Römer war – zum schändlichen Tod am Kreuz. Doch das hat Jesus letztlich nicht gestört. Denn er wusste sehr wohl, dass sein Königtum nicht von dieser Welt war. Und er wusste ebenso gut, wie er es an anderen Stellen mehrfach erklärt hatte, dass er am Ende dieser Weltzeit im Auftrag seines himmlischen Vaters das Weltgericht durchführen würde; und dass sich in diesem endgültigen Gericht auch diejenigen verantworten müssten, die sich jetzt zu Unrecht anmaßen, ihn zu verurteilen. ●

## „Das Herz spricht zum Herzen“

### *Für eine Kirche mit Herz*

**Es** gibt einen bekannten Satz vom heiligen Franz von Sales: „Das Herz spricht zum Herzen.“ Man findet ihn etwas versteckt in seinem umfangreichen „Brief über die Predigt“ – veröffentlicht im Band 12 der Gesammelten Werke, Eichstätt 1982, S. 24-49 (DASal 12, 24-29). In diesem Brief gibt er seinem Mitbruder im Bischofsamt André Frémyot (1573-1641), der auch Bruder der heiligen Johanna Franziska von Chantal ist – mit der Franz von Sales den Orden der Heimsuchung Mariens gründete – eine ganze Reihe an Empfehlungen für eine gute Predigt, unter anderem auch, dass das „Herz zum Herzen“ sprechen soll. Berühmt geworden ist der Satz vor allem deshalb, weil Kardinal John Henry Newman ihn zu seinem Wahlspruch als Kardinal gewählt hat.

Tatsächlich spiegelt dieser Satz allerdings die ganze Persönlichkeit des heiligen Franz von Sales wider, seinen herzlichen Umgang mit allen Menschen, dessen Grundlage seine herzliche Liebe zu Gott war. Und es ist bemerkenswert, dass er nicht zuletzt durch diese Haltung im Zeitalter der Reformation viele Menschen seiner Zeit wieder zur katholischen Kirche zurückführte.

„Das Herz spricht zum Herzen“ scheint mir daher auch für die Kirche in ihrer Krise heute ein ganz entscheidender Impuls zu sein und da ist es hilfreich bei Franz von Sales in die Schule zu gehen, dem es beileibe nicht um ein Christentum „light“ gegangen ist, der aber genau wusste, dass man mit einem Tropfen Honig mehr Menschen gewinnen kann als mit einem Fass Essig.

Die Haltung des Heiligen erinnert mich an die – im Rheinland, aber nicht nur dort verwurzelte – Lebens-

weisheit „Die Hauptsache ist – das Herz ist gut.“ Ursprünglich stammt der Satz aus einem der vielen Kölner Mundartlieder, die zwar normalerweise für den Karneval geschrieben sind, aber dennoch oftmals tiefgehend zeitlose Weisheiten aussprechen. „Die Hauptsache – das Herz ist gut“ im Jahr 1952 gesungen und gedichtet vom Mundartsänger Toni Steingass, zielt auf die zwischenmenschliche Liebe und macht deutlich, dass eine „gute Partie“ nicht davon abhängt, ob die Partnerin oder der Partner besonders schön oder reich oder in der Gesellschaft anerkannt ist, sondern es allein darauf ankommt, dass das Herz gut ist – und dann kann und wird eine Beziehung gelingen. Im Grunde geht es darum, auf die inneren Werte des Menschen zu sehen. Das bedeutet auch, dass jemand, der ein offensichtlich gutes Herz hat, Vertrauen schafft, es ehrlich gut mit dem anderen meint und so zuverlässig ist – und dies auch auf Dauer. Für solche Menschen zählen andere Werte als Macht und Karriere. Sie erkennen dementsprechend auch die Würde von Menschen, die auf der Verliererseite sind, die nicht durch große Leistungen und besondere Attraktivität bestechen. Und oft genug suchen und entdecken sie auch bei jenen ein gutes Herz, während andere, denen es nur um Karriere, Ruhm und Reichtum geht, oft ein sehr verstocktes Herz haben, vor allem wenn sie befürchten, dass ein anderer ihre Karriere behindern könnte. Durch Herzlichkeit und Zutrauen ist es aber oft auch möglich, das Herz der anderen zu gewinnen, Verbitterung, ja Verzweiflung aufzulösen. Diese Atmosphäre tut auch unserer katholischen Kirche gut, denn tatsächlich hängen ja die Hauptsünden, die Jesus anprangert, wie Habgier, Hochmut, Geiz und auch die Unkeuschheit, mit Egoismus, fehlender Achtsamkeit für

den Nächsten, mangelnder Anerkennung der Würde des anderen – und somit grundsätzlich mit Herzlosigkeit zusammen.

Wie aber kann ich zu einem herzlichen Menschen werden? Entscheidend ist dafür die gelebte Liebe zu Gott. Einer der Lieblingstexte des heiligen Franz von Sales war das Hohelied aus dem Alten Testament. Ursprünglich ein Liebeslied, in dem Braut und Bräutigam ihre Liebe bekennen, wurde es im Lauf der Zeit auf die Beziehung des Menschen zu Gott oder der Kirche zu Christus uminterpretiert. Das Hohelied beschreibt so die Kunst, zu Gott eine tiefe Liebesbeziehung aufzubauen, sich zu freuen wenn man ihm begegnet, und am liebsten immer bei ihm zu sein. Zu einer solchen Haltung kann ich aber nur dann kommen – genauso wie in einer menschlichen Liebesbeziehung – wenn mir bewusst ist, wie sehr Gott mich liebt. Christus „hat uns, einer liebenden Amme gleich, seit dem ersten Augenblick unserer Empfängnis in die Arme seiner göttlichen Vorsehung genommen“, schreibt Franz von Sales im Zweiten Band seiner Abhandlung über die Gottesliebe (Theotimus) (DASal 4,56) Aber er geht in seinem Gedankengang noch weiter, erinnert an den Kreuzestod Jesu und zieht daraus den folgenden weitreichenden Schluss: „Warum werfen wir uns nicht im Geiste auf ihn, um am Kreuze mit ihm zu sterben, der aus Liebe zu uns in den Tod gehen wollte? ‚Ich halte ihn fest,‘ müssten wir sagen, hätten wir die Hochherzigkeit des Adlers, ‚und ich werde ihn niemals lassen‘ (Hohelied 3,4)“ (DASal 4, 57). Das immer tiefere Begreifen der Liebe Gottes führt im letzten zu dem Wunsch, in Gottes Nähe zu bleiben und nie mehr von ihm wegzugehen.

Dieses immer tiefere Hineinfinden in die Liebe Jesu braucht allerdings sehr viel an Übung – man muss immer wieder neu diese Liebe anschauen und sich in sie hineinfühlen. Durch diese immer tiefere Erfahrung der herzlichen Liebe Jesu können wir dann auch zu herzlichen Menschen werden. Wenn wir wirklich immer bei Gott bleiben wollen, führt uns das nicht von der Sorge um die Mitmenschen weg, sondern wir können sowohl nah bei ihm wie auch bei unseren Mitmenschen sein, können Gott und Menschen herzlich lieben, weil wir darum wissen, Gottes geliebte Kinder und gleichzeitig Schwestern und Brüder zu sein.

Konkret ist in diesem Zusammenhang natürlich auch die Verehrung des Herzens Jesu zu nennen. Diese hat übrigens gerade auch Franz von Sales sehr vorangetrieben, was auch dadurch deutlich wird, dass die wohl bekannteste Botin des Herzens Jesu, die heilige Margareta Maria Alacoque, dem Orden der Heimsuchung Mariä angehörte, den Franz von Sales gegründet hat. Die Verehrung des Herzens Jesu steht auch im engen Zusammenhang mit der Bibelstelle aus dem Johannesevangelium, dass ein römischer Soldat dem gekreuzigten Christus eine Lanze ins Herz stieß und Blut und Wasser dabei herausströmten (vgl. Joh 19, 34). Diese Bibelstelle wurde von den Theologen der ersten Jahrhunderte auf die Sakramente der Taufe und Eucharistie hin gedeutet: Wie aus dem offenen Herzen Jesu Wasser und Blut strömen, so strömt in den Sakramenten Taufe und Eucharistie die ganz herzliche und hingebungsvolle Liebe in die Gläubigen hinein. Je tiefer ich mich also als Getaufte begreife und vor allem auch je tiefer ich das Sakrament der Eucharistie als höchste Form der herzlichen Begegnung Gottes mit mir persönlich begreife, um so mehr wird meine herzliche Liebe zu Gott wachsen. So und nur so kann der Satz des heiligen Augustinus verstanden werden: „Liebe, und was du dann willst, das tu.“ Denn wenn ich wirklich ganz tief in einer Liebesbeziehung zu Gott lebe, wenn ich die Begegnung mit ihm wirklich ersehne, wenn ich ihn ganz zu mir lasse – dann liebe ich ihn so, dass ich auch das Rechte tue. Dann bin ich nämlich nicht mehr egoistisch, sondern

werde zu einem herzlich liebenden Menschen, der den Willen Gottes tut. Menschen, die so handeln und leben, brauchen wir heute in der Kirche – vielleicht mehr denn je. Sie sind es, die Flaggschiffe der nötigen Kirchenreform werden können. Und damit solche Haltungen wachsen können, braucht es eine Kirche, die zu dem Geheimnis der Liebe Gottes

wirklich hinführt, so dass sich diese Liebe in den Herzen der Menschen entzündet und wächst. Wenn diese Liebe wirklich in der Kirche mächtig wird, dann wäre diese Kirche wirklich Sauerteig, weil in ihr Christus, der selbstverständlich immer in ihr wirkt, sichtbar wird. Und dann geschieht wirkliche Kirchenreform. ♦



## Der Glaube kommt vom Hören

Seit langem wird im konservativen und traditionellen Spektrum ein Grundsatzthema debattiert, das um das Leitwort „Lex orandi, lex credendi“ kreist, somit die Frage erörtert, ob aus dem Gesetz des Betens das Gesetz des Glaubens folgt, wobei sich das Beten hierbei auf die Liturgie konzentriert, die den amtlichen Gebetskult der Kirche darstellt.



Damit verknüpft ist bisweilen die Frage, ob unser Glaube eher eine Sache der Erkenntnis ist oder vielmehr aus dem religiösen Gefühl erwächst – oder biblisch formuliert: Ist er vor allem eine Sache des Hörens oder des Schauens?

Es gibt verschiedene Varianten der Vorstellung, der Glaube komme vom „Schauen“, er sei also vor allem eine Angelegenheit unserer Sinne und des Erlebens, weniger des Verstandes bzw. unseres Willens.

Eine dieser Formen des Gefühlschristentums ist die charismatische Richtung, die ihre Frömmigkeit besonders auf religiös-persönliche Erfahrungen, außergewöhnliche Charismen, Visionen und enthusiastische Erlebnisse aufbaut.

Die zweite, eher klassische, ältere Form einer sinnlich geprägten Frömmigkeit ist ein traditioneller Ästhetizismus, das intensive Empfinden für liturgische Schönheit, für erhebende Gesänge, erlesene Rituale, festliche Messgewänder, wobei die heilige Messe gerne gleichsam als „Gesamtkunstwerk“ gewürdigt wird.

Keine Frage, dass besonders feierliche und würdig zelebrierte Gottesdienste – wie man sie vor allem in der überlieferten „alten Messe“ vorfindet – den Glauben des Einzelnen stärken und ihn himmelwärts „emporziehen“ können.

Für manche stark kulturell geprägte Menschen und „Künstlerseelen“ war und ist solch ein das Herz und die Gefühle ansprechender Kult sogar das „Sprungbrett“ für ihre Bekehrung, er kann eine individuelle Brücke zum Glauben bilden.

Gilt somit doch der Grundsatz „Lex orandi, lex credendi“? – Also das Prinzip: Aus dem Gesetz des Betens folgt das Gesetz des Glaubens.

In Einzelfällen ja, auch in dem Sinne, dass die Liturgie vielfach die Frömmigkeit mit einer stärkeren Innerlichkeit und Freude bereichert.

Grundlegend für unseren Glauben sind freilich weder außergewöhnliche religiöse Erlebnisse – wie bei der Charismatik – noch besonders erhebende Rituale – wie beim Ritualismus – sondern unser bewusstes Ja zu den von Gott geoffenbarten Wahrheiten, wie sie in der Heiligen Schrift und dem Dogma der Kirche bezeugt werden.

Denn der Allmächtige hat sich den Menschen mitgeteilt durch sein Wort, zunächst durch die Propheten des Alten Bundes, vor allem aber durch das menschgewordene Wort, durch Christus selbst, denn „zuletzt hat Gott gesprochen durch den Sohn“ (Hebr 1,2), wie der Hebräerbrief betont.

In diesem Sinne schreibt der Apostel Paulus: „Der Glaube kommt vom Hören“ (Röm 10,17), er ist eine Auswirkung der christlichen Verkündigung. Der Völkermissionar fügte hinzu: „Wir wandeln im Glauben, nicht im Schauen“ (2 Kor 5,7).

Offenbarungstheologisch gesehen gilt somit der Grundsatz: Lex credendi, lex orandi: Aus dem Gesetz des Glaubens folgt das Gesetz des Betens!

Aus dem Glauben der Kirche ergibt sich ihr Gottesdienst, ihre Liturgie, ihre amtliche Gottesverehrung. Diese ist nicht die Ursache, sondern eine Ausdrucksform des geoffenbarten Glaubens.

Auch die Frömmigkeit des Einzelnen ist eine Ant-Wort auf das Wort – und seine Ver-AntWort-ung besteht darin, dieses Wort in die Tat umzusetzen, denn der Glaube ohne Werke ist tot, wie der Apostel Jakobus einschärft (vgl. Jak2,4).

Je nach Auslegung und Zusammenhang haben also beide Prinzipien ihre Gültigkeit, wobei eine überzogene Ausweitung der liturgischen Sicht („Lex orandi, lex credendi“) sich zu wenig am dogmatischen Fundament der Glaubensvermittlung orientieren würde.

Auch Papst Pius XII. legt in seiner 1947 veröffentlichten Enzyklika „Mediator Dei“ Wert auf eine stärkere Betonung des lex credendi gegenüber dem lex orandi, da „die lehramtlich zu bestimmende Glaubensregel [...] auch die Regel des Gottesdienstes zu bestimmen“ hat. Zudem schreibt er dazu: „Die Liturgie als Ganzes enthält daher den katholischen Glauben, insofern sie den Glauben der Kirche öffentlich bezeugt.“

Pius XII. bezeichnet die Liturgie in der Enzyklika „ad Coeli Reginam“ von 1954 sodann als „getreuen Spiegel der Lehre, die von den Vorfahren überliefert und vom christlichen Volk geglaubt wurde“.

Mit anderen Worten: Aus der Glaubenslehre folgt das amtliche Gebet der Kirche, auch der Gottesdienst und die gesamte Liturgie.

Praktisch erkennt man diese Logik auch hinsichtlich der getrennten Ostkirchen: Die Orthodoxie feiert eine gültige, sogar sehr würdevoll gehaltene Liturgie, die von gläubigen Katholiken nicht selten wertgeschätzt wird. Trotz dieser „rituellen Korrektheit“ bestehen aber einige dogmatische Unterschiede zwischen ihr und der katholischen Kirche. Eine lobenswerte Liturgie garantiert also nicht unbedingt auch dogmatisch immer den „rechten Weg“. ■



*Alfons Zimmer:*

## Verankert im Himmel

*Überlegungen zum November*

Welche Zeitspanne umfasst das Menschenleben? Von der Zeugung bis zum natürlichen Tod, sagen viele. Manche setzen den Beginn erst mehrere Wochen nach Zeugung an. Paulus denkt revolutionär. Er legt den Beginn unserer Existenz hinein in die vorzeitliche Ewigkeit. Und ihr Ende verankert er in der nachzeitlichen Ewigkeit.

Predigerinnen und Prediger sind erpicht auf lebenspraktische Anwendungsmöglichkeiten. Paulustexte sind darum bei vielen unbeliebt. Der Völkerapostel ist ihnen zu theologisch, nicht erdgebunden genug. Und er behauptet Außergewöhnliches.

Aber gerade deswegen kann er aufrütteln und unsere Denkgewohnheiten sprengen. Im Epheserbrief sagt er: In ihm, Christus, hat Gott uns erwählt vor der Erschaffung der Welt (Eph 1,4). Und er fährt fort: Durch ihn, Christus, sind wir als Erben eingesetzt (Eph 1,11). Im Kapitel zwei steigert er sich noch: Gott hat uns mit Christus auferweckt und uns zusammen mit ihm einen Platz im Himmel gegeben (Eph 2,6). Wie selten hört man, dass unsere Auferstehung schon hinter uns liegt? Auch an die Taufe ist hier zu denken.

Welche Sprengkraft und Hoffnung in diesen Paulusworten liegen, kann man am besten dann ermessen, wenn man einmal nüchtern von seinen

Erfahrungen ausgeht. Wenn man an einem Novembertag das eigene kleine Leben mit seinen Brüchen und Fragmenten ehrlich und ungeschminkt betrachtet. Was habe ich geschafft? Was verpasst und verbockt? Wo habe

ich mich was getraut, wo nicht? Aus welcher Motivation heraus habe ich das eine oder andere Gute getan? Wo habe ich schwere Fehler begangen, wo nach dem Schuldbekenntnis der Kirche das Gute unterlassen? Wieviel Sinnvolles war dabei, wieviel Sinnloses? Wie oft ging es mir um Ablenkungen? Auch um das Gefallen vor den Leuten? Wieviel Unterdurchschnittliches war dabei? Wieviel echte Liebe? Wieviel verratene Liebe? Wie viele Zwänge gab es? Wieviel frei Gestaltetes? Wie viele Sackgassen und Umwege? Wieviel Schöngeredetes? Wieviel Vertrödeltes? Auch die Glücksmomente sollen nicht unterschlagen werden. Aber wer wird – auf die ganze Lebenssumme ehrlich blickend – sagen: Toll! Das hat Bestand in sich selber. Das alles zwischen Geburt und Jetztzeit und zu erwartendem Tod, das hat alles Sinn in sich selber.

Wer dies dennoch glaubt, erliegt wahrscheinlich in günstigem Betrachtungsmoment einer Selbsttäuschung. Oder er ist als Christ schon unbewusst infiziert vom Glauben an ein Menschenbild, das in Gottes Vaterliebe verankert ist und in der des ewigen Sohnes Christus, „der mich geliebt und sich für mich hingegeben hat“ (Gal 2,20).

Damit sind wir wieder bei Paulus vom Anfang. Der sieht Leib und Seele des Christenmenschen, sein Ich, seine Identität, verankert in Gottes

Ewigkeit vor Erschaffung der Welt und nach dem Ende der Welt. Dieser Anker wird von keinem Sturm mehr weggerissen. In noch größerer Weise als das Kind im Blick der Mutter und der Geliebte im Blick der Geliebten sich findet, sich sicher weiß, darf dies der Christenmensch im Blick, in der Liebe des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.

Ohne den Glauben an diese Liebe zerfallen die Fragmente unseres Lebens in einen unförmigen Trümmerhaufen ähnlich dem der Dresdner Frauenkirche nach dem Weltkrieg. Der Märtyrerbischof Ignatius von Antiochien (+108 n. Chr.) betont, zugehend auf das Martyrium in Rom, in seinen Briefen, dass unsere Zukunft beim Herrn liegt. Das Geborenwerden stehe ihm noch bevor. Nach dem Blutzugnis beim Herrn „angekommen, werde ich Mensch sein“ (IgnRöm 6,1-2). Bis dahin hält sich der Bischof für einen unvollendeten Niemand, der in seinen Fesseln erst langsam zum Jünger und zum Jemand wird (IgnEph 3,1).

In einem Kapellenfenster des Strafgefängnisses Bochum spiegelt sich bei günstigem Sonnenstand die Chorraum-Rosette mit dem Motiv des himmlischen Jerusalems. Für unser angeschlagenes und gefangenes Ich mit mancher Schuld, vielen zerbrochenen Träumen und falschen Hoffnungen, gibt es kaum ein passenderes Symbol als das Gefängnisgitter. Nicht aufdringlich, aber doch unübersehbar deutlich weist das gespiegelte bunte Altarraumfenster hin auf die Verankerung unseres Ichs im Himmel. Unser kleines Menschenleben, das in Fragmente auseinanderzubrechen droht, ist festgemacht in Christi Liebe vor aller Zeit, jetzt und in Ewigkeit. Nur dort ist es sicher und aufgehoben. ■

## Bestattungskultur im Wandel der Zeit

**War** es bis in die 80er Jahre hinein in Deutschland und allgemein in christlich geprägten Ländern noch selbstverständlich, dass Verstorbene in einem Sarg auf dem Friedhof beigesetzt wurden, so hat sich mittlerweile – nicht zuletzt infolge einer zunehmenden „Glaubensverdunstung“ – eine stark veränderte „Kultur des Todes“ breitgemacht.

Drei Viertel der Toten werden heutzutage eingäschert, in einigen Regionen der neuen Bundesländer und großen Städten vor allem in Norddeutschland sind es über 90%. Noch im Jahre 2015 lag die Durchschnittszahl hierzulande bei 67 Prozent. Vor der Wiedervereinigung 1989 wurden in Westdeutschland lediglich 7,5% aller Verstorbenen verbrannt, wobei dieser Anteil bereits 1999 auf 31,8% anstieg. Auf kirchlichen Friedhöfen fällt die wachsende Anzahl der Urnengräber ebenfalls auf, es gibt inzwischen bereits größere „Grabeskirchen“ mit Kolumbarien.

Was früher als Ausnahme galt, ist somit heute die Regel. Inzwischen wurde sogar der sogenannte „Friedhofszwang“ teilweise gelockert. Im Jahre 2004 erlaubte z.B. das nordrhein-westfälische Bestattungsgesetz die Urnenbeisetzung in „Friedwäldern“ oder auch das Verstreuen der Asche – allerdings nur mit behördlicher Genehmigung.

Kehren wir mit dieser rasanten Entwicklung von der christlichen Kultur gleichsam zurück ins Heidentum?

Die biblische Offenbarung setzt die Erdbestattung für Gläubige als selbstverständlich voraus. Dies hängt nicht zuletzt mit der Hochschätzung des menschlichen Leibes in der jüdischen und christlichen Religion zusammen, verbunden mit dem Glauben an die einstige Auferstehung der Menschen.

Im antiken Heidentum gab es hingegen seit jeher zum Teil auch die „Brandbestattung“, wie sie von Archäologen genannt wird. Dabei entdeckten Forscher Belege für eine Leichenverbrennung unabhängig

tausend Jahren. In der Eisenzeit war die Feuerbestattung – außer bei den Kelten – in Mitteleuropa weithin üblich. Im griechischen Altertum wurde eher die Erdbestattung bevorzugt, im römischen Reich setzte sich zunehmend die Feuerbestattung durch, vor allem in der Oberschicht.

Dies änderte sich erst mit der Ausbreitung des Christentums in der Spätantike. Im frühen Mittelalter wurde die Totenverbrennung in Europa mehrheitlich staatlich verboten, auch in Frankreich unter Karl dem



von Klimazonen, wirtschaftlichem Status und kultureller Prägung. Allerdings kam die Körperbestattung in fast allen antiken Gesellschaften, auch in vorgeschichtlicher Zeit, insgesamt häufiger vor als die Brandbestattung.

Als Urnen wurden große Krüge oder ähnliche Behälter verwendet, mit der Asche des Toten gefüllt und in Gräberfelder verbracht. Oft handelte es sich bei den bronzezeitlichen Urnengräbern um bäuerliche Ursprungsbesiedlungen im alten Germanien vor dreitausend bis vier-

Großen. Im 19. Jahrhundert gab es bereits verstärkte Bewegungen zugunsten der Feuerbestattung, teils aus Kreisen der sozialistischen Arbeiterbewegung, teils durch agnostische bis atheistische „Freidenker“-Verbände sowie durch Logen der Freimaurer, die damit ein Signal gegen den christlichen Auferstehungsglauben setzen wollten. Allerdings konnten sich diese Tendenzen gesamtgesellschaftlich nicht durchsetzen. Die katholische Kirche bekräftigte 1886 noch einmal das Verbot der Leichenverbrennung.



## NS-Staat: Erd- und Feuerbestattung gleichgestellt

Erst die Nationalsozialisten haben dann am 15. Mai 1934 das erste deutsche Feuerbestattungsgesetz erlassen, in dem Urne und Sarg einander rechtlich gleichgestellt wurden, obwohl damals nur 10% der Deutschen die „Brandbestattung“ bejahten. Freilich konnten selbst die wenigen Befürworter nicht ahnen, dass Krematorien einige Jahre danach quasi zur „Entsorgungstechnik“ der nationalsozialistischen Vernichtungspolitik gegen Juden und Behinderte degenerierten.

Zurück zur Gegenwart und damit zunächst eine erfreuliche Nachricht:

Die Friedhofskultur in Deutschland, die sich in Jahrhunderten herausgebildet und dabei Glaube, Volksfrömmigkeit und Brauchtum vereinigt hat, wurde im März 2020 auf UNESCO-Empfehlung in das Verzeichnis des Immateriellen Kulturerbes in Deutschland aufgenommen. Damit wurde zugleich die

Glaubensgut einer Kultur, die das Leben vom Tod umfassen und zugleich den Tod vom Leben durchdrungen sah – im Hinblick auf das ewige Leben. Diese klare, nüchterne und doch zugleich tröstliche Sichtweise verblasst immer mehr, weil der Glaube als Fundament dieser Jenseitshoffnung verdunstet.

Daran hat auch die Coronakrise nichts verändert, eher umgekehrt. Denn ohne Gottvertrauen wirft sie den Menschen noch stärker auf sich selbst und sein verdrängtes Todesproblem zurück. Zu Recht erklärte daher der frühere Bundespräsident Joachim Gauck in einem Interview mit der „Welt am Sonntag“ vom 20. Dezember 2020 auf Seite 28: „Die Menschen der Moderne stehen auf Kriegsfuß mit der Endlichkeit.“

Der Tod passe nicht zum derzeitigen Weltbild, „zumal in einer Zeit, in der religiöse Sicherheiten verloren gehen.“ Immer noch klammere man sich an Machbarkeitsutopien: „Krankheit und Tod passen nicht zum Verständnis vom ewigen Gelingen.“

die Fassade zu bröckeln beginnt, vor allem in größeren Städten. Dies hat vielschichtige Gründe, darunter die zunehmenden Urnenbeisetzungen.

Zwischen Friedhofskultur und Erdbestattung besteht durchaus ein Zusammenhang. Allerdings geht es aus christlicher Sicht weniger um ästhetische oder künstlerische Gesichtspunkte, sondern um ein grundsätzliches theologisches Anliegen.

## Vatikan-Instruktion zur Beerdigung der Gläubigen

Am 25. Oktober 2016 veröffentlichte der Vatikan die Instruktion der Glaubenskongregation „Ad resurgendum cum Christo“ über die Beerdigung der Verstorbenen und die Aufbewahrung der Asche im Fall der Feuerbestattung.

Die römische Anweisung wurde am 15. August 2016 von Kurienkardinal Gerhard L. Müller unterzeichnet. Der damalige Präfekt der Glaubenskongregation wählte für diese

Instruktion, welche die Erdbestattung mit Nachdruck empfiehlt, sicher nicht ohne tieferen Sinn als Datum das Hochfest der Aufnahme Mariens in den Himmel mit Leib und Seele.

Geht es doch hier wie da – beim Assumpta-Dogma ebenso wie bei der Bevorzugung der Erdbestattung – um die Hochschätzung des menschlichen Leibes über den Tod hinaus.

Eingangs verweist das vatikanische Dokument auf die frühere Instruktion „Piam et constantem“ vom 5. Juli 1963. Darin findet sich der Aufruf, dass „die Gewohnheit, den Leichnam der verstorbenen Gläubigen zu beerdigen, heilig gehalten werde“. Die Feuerbestattung wurde zugleich erstmalig unter bestimmten Bedingungen erlaubt, sofern sie nämlich nicht „aus Ablehnung der christlichen Dogmen, aus sektiererischer Gesinnung oder aus Hass gegen die katholische Religion und Kirche“ praktiziert werde. Zuvor war



Schutzwürdigkeit unserer Friedhofskultur amtlich anerkannt.

Besonders gewürdigt wurde dabei, dass Gräber oft gleichsam in Parklandschaften eingebettet und wie „Gärten der Erinnerung“ gestaltet sind. Aber auch Trauer-Rituale gehören zur Friedhofskultur, darunter das Liedgut bei Beerdigungen, Nachrufe, Todesanzeigen, Gedenkzettel und dergleichen.

Seit christlichen Urzeiten gehören das Bewusstsein des Todes und die „ars moriendi“, die Kunst des Sterbens, wie selbstverständlich zum

– In der Mitte des vorigen Jahrhunderts hätten „mehr Menschen Trost im religiösen Angebot gesucht“.

Inzwischen seien viele „stolz“ darauf, dass sie dieser „religiösen Bindung nicht mehr bedürfen“. Aus dieser Haltung sei aber „nicht mehr Lebensfreude entstanden“: „Eher ein hektisches Suchen nach dem schnellen Glück: „Der Zugewinn, von der Religion befreit zu werden, ist nicht so recht erkennbar.“

Mit einer gepflegten Friedhofskultur allein ist es also nicht getan – einmal abgesehen davon, dass auch hier

folgender Passus des Kirchenrechts gültig: „Einem Gläubigen, der die Verbrennung seines Leichnams anordnet, wird das kirchliche Begräbnis zur Strafe entzogen.“

Der Anlass für die Instruktion ist wohl vor allem die Tatsache, dass sich – so heißt es dort eingangs – „die Feuerbestattung in nicht wenigen Ländern stark ausgebreitet“ habe. Die Glaubenskongregation sieht diese Entwicklung mit Besorgnis – und begründet ihren Weckruf damit, dass sie die „lehrmäßigen und pastoralen Gründe“ darlegen wolle, welche „für die Bevorzugung der Beerdigung“ sprechen. Zugleich gehe es darum, so Kardinal Müller weiter, „Normen für die Aufbewahrung der Asche im Fall der Feuerbestattung zu erlassen“.

Nach einigen grundsätzlichen Ausführungen über Tod und Auferstehung Christi sowie die Bedeutung der Taufe heißt es weiter: „Durch den Tod wird die Seele vom Leib getrennt; in der Auferstehung aber wird Gott unserem verwandelten Leib das unvergängliche Leben geben, indem er ihn wieder mit unserer Seele vereint.“

Auf dieser Grundlage schärft die Instruktion ein („empfiehlt die Kirche nachdrücklich“), den Leichnam des Verstorbenen „gemäß ältester christlicher Tradition auf dem Friedhof oder an einem anderen heiligen Ort zu beerdigen“. Die Kirche senke „voll Hoffnung auf die Auferstehung in Herrlichkeit“ die „sterblichen Überreste“ der Gläubigen in die Erde. Der „Glaube an die Auferstehung des Fleisches“ solle auch auf diese Weise „bekräftigt“ werden.

### Warum dem Leib auch nach dem Tod Hochachtung gebührt

Zugleich wolle die Kirche dadurch „die hohe Würde des menschlichen Leibes“ ins Licht stellen, dem „Ehrfurcht und Achtung“ gebühre, denn

durch die Taufe sei der menschliche Körper „Tempel des Heiligen Geistes geworden“. Außerdem fördert die traditionelle christliche Erdbestattung, so heißt es weiter, „das Andenken und das Gebet für die Verstorbenen durch die Angehörigen und die ganze christliche Gemeinschaft, wie auch die Verehrung der Märtyrer und der Heiligen.“ – Eben deshalb könne die Kirche dann keine Feuerbestattung erlauben, wenn derselben eine irri- ge Motivation zugrunde liege:

„Sie kann deshalb nicht Haltungen oder Riten erlauben, die falsche Auffassungen über den Tod beinhalten, etwa wenn er als endgültige Vernichtung der Person, als Moment ihrer Verschmelzung mit der Mutter Natur oder dem Universum, als Etappe im Prozess der Reinkarnation oder als endgültige Befreiung aus dem „Gefängnis“ des Leibes verstanden wird.“

Freilich berührt die Einäscherung des Leichnams nicht die menschliche Seele, wie die Instruktion klarstellt – und sie „hindert die Allmacht Gottes nicht daran, den Leib aufzu-

Zudem wird auch die See- oder Luftbestattung untersagt:

„Um jegliche Zweideutigkeit pantheistischer, naturalistischer oder nihilistischer Färbung zu vermeiden, ist es nicht gestattet, die Asche in der Luft, auf dem Land oder im Wasser oder auf andere Weise auszustreuen oder sie in Erinnerungsgegenständen, Schmuckstücken oder anderen Objekten aufzubewahren.“

Fest steht jedenfalls, so heißt es abschließend: „Falls sich der Verstorbene offenkundig aus Gründen, die der christlichen Glaubenslehre widersprechen, für die Feuerbestattung und das Ausstreuen der Asche in der Natur entschieden hat, ist das kirchliche Begräbnis nach Maßgabe des Rechts zu verweigern.“

### „Staub bist Du und zum Staub kehrst Du zurück“

Bisweilen hört man auch in katholischen Kreisen den Einwand, die Bibel selbst – aber auch die Ascher-



erwecken“. – Gleichwohl gilt: „Die Kirche bevorzugt weiterhin die Beerdigung des Leichnams, die eine größere Wertschätzung für die Verstorbenen zeigt.“

Da es in den letzten Jahrzehnten verstärkt zu befremdlichen Bestattungs-Praktiken gekommen ist, erklärt die Instruktion, dass „die Aufbewahrung der Asche im Wohnraum nicht gestattet“ ist – davon kann nur bei „schwerwiegenden Umständen“ abgesehen werden, die im Einvernehmen mit dem Ortsbischof zu klären sind.

mittwochsliturgie – spreche davon, dass der Mensch „Staub“ sei und dass er „zum Staub zurückkehrt“. – Sicherlich trifft dies zu, doch der wesentliche Unterschied besteht darin, dass der Leichnam – in der Erde vergraben – durch den natürlichen Lauf der Dinge „zu Staub wird“, im Fall der Leichenverbrennung aber aktiv eingegriffen und der menschliche Körper absichtlich vernichtet wird. Hier geschieht das „zu Staub werden“ willkürlich durch des Menschen eigene Hand.

Häufig wird dies „befeuert“ durch Gründe der Kostenersparnis. Nicht

allein die Leichenverbrennung als solche ist preiswerter als die traditionelle Beerdigung, auch die Grabpflege gestaltet sich einfacher, falls die Asche sich überhaupt in einem Urnengrab befindet und nicht in einem Kolumbarium an einer Friedhofswand, was den „Aufwand“ weiter verringert. Überdies ist auch eine anonyme Einäscherung möglich. Dabei wird die Urne in einem Massengrab beigesetzt, so dass keine Grabpflegekosten entstehen. Es gibt auf manchen kommunalen Friedhöfen sogar „Streufelder“, in denen sich die Asche mehrerer Toten befindet.

Allerdings ist das finanzielle Argument und der Pflegeaufwand heutzutage nicht unbedingt so bedeutsam, wie es auf den ersten Blick scheint. Auf vielen Friedhöfen – vor allem in Großstädten – gibt es im Rahmen der Erdbestattung sogenannte Rasengräber (meist mit einem kleinen Gedenkstein versehen), die keine individuelle Pflege erfordern, sondern von der Friedhofsverwaltung betreut

Lebzeiten, worin für die Grabpflege ein Gärtner bzw. die Friedhofsverwaltung beauftragt wird, was aber finanziert sein will.

Grundsätzlich lässt sich sagen: In einer Wegwerf-Gesellschaft (die ungeborene Kinder bereits millionenfach „entsorgt“ hat) verschwindet zunehmend auch der Respekt vor dem Leichnam der Verstorbenen. So wie es eine christlich-humane „Kultur des Lebens“ gibt, die das menschliche Leben von der Empfängnis bis zum natürlichen Tod schützt und damit Abtreibung und Euthanasie verbietet, so gibt es auch eine „Kultur des Todes“, die den menschlichen Leib bewusst hochschätzt, zumal er einst zur Auferstehung berufen ist.

### Was ist uns die christliche Trauerkultur wert?

Hier stellt sich jedoch die prinzipielle Frage: Was sind uns die Verstorbenen „wert“? Sind sie uns zwar

Tobit). Die Verbrennung eines Leichnams wurde im Alten Bund als drastische Verschärfung der Todesstrafe angesehen und kam nur selten zur Anwendung (Gen 28,24; Jos 7,15). – Auch das Neue Testament geht von der Selbstverständlichkeit der Erdbestattung aus. Beim Begräbnis Christi betont der Evangelist Johannes, dass es nach jüdischer Sitte ablief (Joh 19,39 f).

Die jüdisch-christliche Erdbestattung war in jener Zeit keineswegs selbstverständlich, denn im Heidentum praktizierte man vielfach die Einäscherung. Dies wurde teils mit der Angst begründet, die Seele des Toten könne andernfalls in den Leichnam zurückkehren, teils auch mit der Abwertung des Leibes als „Gefängnis der Seele“ (gnostischer Dualismus). Römische Kaiser wurden nach ihrem Tod öffentlich auf einem Scheiterhaufen verbrannt, wobei man von der mythologischen Vorstellung ausging, dass die kultisch verehrten Herrscher dabei gleichsam „wie ein Phönix aus der Asche steigen“ und ihrer Himmelfahrt und Vergöttlichung entgegenstreben.

Solche teils leibfeindliche, teils abergläubische Mythen hat das Christentum stets abgelehnt. Die Sitte der Erdbestattung wurde infolge der etappenweisen Christianisierung der Germanen im frühen Mittelalter allmählich auch staatliches Recht. Im Edikt von Paderborn untersagte der Frankenkönig Karl der Große im Jahre

785 n. Chr. dem Volk jede Feuerbestattung.



werden. Zudem existieren Reihengräber, bei denen die Angehörigen selber entscheiden können, ob sie die Grabpflege übernehmen oder ob es sich zu einem Rasengrab „entwickelt“.

Solche Regelungen sind natürlich nicht optimal, gerade vom Gedanken der Friedhofskultur her betrachtet. Doch für Menschen, die keine Einäscherung wünschen, aber zugleich keine Angehörigen haben (oder diese weit entfernt wohnen), mag dies immerhin eine Notlösung sein. Denkbar wäre auch ein Beerdigungsvertrag zu

noch „lieb“, dürfen aber auf keinen Fall „teuer“ werden?

Welche Bedeutung hat hier eine wirklich christliche und humane Trauerkultur? Ist der Grundsatz vergessen, dass die Würde des menschlichen Leibes den Tod überlebt?

Im Judentum (und übrigens auch im Islam) ist die Leichenverbrennung nach wie vor strikt untersagt. Das Alte Testament kennt durchgehend eine strenge Pflicht zur Erdbestattung (vgl. 5 Mo 21,23) und betrachtet es als große Tugend, die Verstorbenen zu begraben (vgl. hierzu das Buch

### Das Zeugnis der frühen Christen als Vorbild für heute

Immerhin würdigt die Heilige Schrift den Leib des Gläubigen als Tempel des Heiligen Geistes (vgl. 1 Kor 6,19) und versteht die Auferweckung am Jüngsten Tag ausdrücklich als eine Auferstehung des Leibes bzw. – noch deutlicher formuliert –

des „Fleisches“, wobei der Körper in seiner verkörperten Daseinsweise nicht mehr an die irdischen Naturgesetze gebunden sein wird (vgl. 1 Kor 15,35). Durch die Verwandlung des sterblichen Leibes in die Unsterblichkeit des ewigen Lebens steigert sich die Glückseligkeit der Menschenseele im Himmel, denn sie wird wieder mit ihrem eigenen Leib vereinigt und so zur „Ganzheit“ des Menschseins vollendet.

Sollten nicht gerade wir Christen ein klares Signal für eine wahrhaft menschenwürdige „Trauerkultur“ setzen, auch und gerade inmitten einer wachsenden neuheidnischen Umgebung? Bedenken wir auch das Zeugnis der frühen Kirche in der damaligen altheidnischen Umgebung: Während der römischen Christenverfolgung scheuten sie keine Mühe, um ihre Verstorbenen in selbstgebauten, unterirdischen Katakomben würdevoll zu bestatten, was zudem ein gefährliches Unterfangen war. Eine Einäscherung wäre für sie gerade in dieser bedrängten Lage viel einfacher gewesen.

In frühchristlichen Grabinschriften finden wir häufig das Wort depositio, etwa in der Calixtus-Katakombe. Dies bedeutet, dass der Leib des Verstorbenen nicht endgültig abgelegt (positum), sondern vielmehr aufbewahrt bzw. „hinterlegt“ (depositum) wird. Das Grab gilt gleichsam als Ruhestätte bis zur Auferstehung der Toten. (Erinnern wir uns, dass z.B. mit „depositum fidei“ das Glaubensgut gemeint ist, das der Kirche von Christus und seinen Aposteln „hinterlegt“ bzw. anvertraut wurde.)

Die sterblichen Überreste in der Erde werden also sozusagen „aufbewahrt“ für die einstige Auferweckung des Leibes; er bildet das „Unterpand“ dafür, wenngleich sich die Seele des Verstorbenen bereits in der Ewigkeit befindet. Damit verbunden ist auch der alte Gebetswunsch: „Requiescat in pace“ (R.I.P.), was „Ruhe in Frieden“ bedeutet.

Gewiss beruht unsere Auferstehungshoffnung nicht auf einer bestimmten Weise der Bestattung, sondern auf den Verheißungen Gottes. Doch der christliche Jenseitsglaube stärkt unseren Sinn für die besondere Würde des menschlichen Leibes; eine Würde, die uns etwas wert sein sollte – über den Tod hinaus! ■



Das Holzkreuz auf einer Dorfweiese im Eifeldorf Müllenbach am Nürburgring war ehemals eines der 7 Kreuze der „Sieben Fußfälle“. Es ist nach ältester Überlieferung ein Pestkreuz aus dem 17. Jahrhundert. Mittlerweile ist es provisorisch untergestellt und soll dendrochronologisch untersucht werden.



Alte Versegang-Laterne aus Müllenbach/Eifel. Diese benutzte der Pfarrer etwa um 1900 zu Zeiten, als die „Sieben Fußfälle“ noch praktiziert wurden. Ein Messdiener trug die Laterne mit Kerze und Glöckchen, der Pfarrer trug die Heilige Eucharistie als Wegzehrung für den Sterbenden. Dorfbewohner knieten nieder, wenn er des Weges kam.

**Viele** Wochen vor seinem Sterben wurde bekannt, dass der ehemalige Arbeitsminister und bekennende Katholik Norbert Blüm durch eine Blutvergiftung vollständig gelähmt und schwer erkrankt war. Selber hatte er einem Journalisten gesagt, er komme sich vor wie eine Marionette, der man die Fäden abgeschnitten hat. Nach seinem Tode wird selbstverständlich für den Verstorbenen gebetet. Wurden auch vorher in Kirchen Gebete verrichtet für den Kranken um Genesung, für den Sterbenden um einen guten Tod? Vielleicht geschah es in kleinerem Kreise.

Wie sieht es mit dem Gebet für schwer Kranke und Sterbende überhaupt in unseren Pfarreien aus? Die Gottesdienstgemeinde ist klein, doch die Anonymität groß geworden. In einer Gebetsgruppe, in einer geistlichen Gemeinschaft, da sind in der Regel die Fürbitten konkret: für unseren Nachbarn Willi, der nach einem Sturz im Koma liegt, für meine Freundin Martina, die Bauchspeicheldrüsenkrebs hat, für Frau Müller, die seit Wochen auf der Intensivstation liegt. In der Gemeinde muss man auf Datenschutz achten. Man weiß auch nicht, ob der Kranke es will oder seine Familie. Manchmal ahnt man bei den Intentionen für die Lebenden und Verstorbenen einer Familie, dass es vor allem um eine bestimmte Sorge der Lebenden geht. Aber ausgesprochen wird es nicht.

Es soll vorgekommen sein, dass der Pfarrer in einem Hospiz im Sterben lag und die konkrete Fürbitte für ihn sonntags keinen Platz fand, erst wieder beim Totenamt. Manchmal hängt es an einem beherzten Mit-

Alfons Zimmer:

## Die „Sieben Fußfälle“

*Vom Beten für die Sterbenden – damals und heute*

glied einer Kirchengruppe, ob vor einer Sitzung für einen bekannten Sterbenden gebetet wird. Eine Krankenhauseelsorgerin schafft es mit Mühe, zum Sterbesegen eine Freundin und eine Verwandte der Sterbenden zusammen zu rufen, eine stellvertretende Kleinstgemeinde.

Diese Gedanken kamen mir, als ich von einem vor etwa hundert Jahren verschwundenen Eifeler Brauch hörte, dem Beten der „Sieben Fußfälle“ oder „der Sieben Kreuze“. Immer wenn in einem Dorf einer nicht plötzlich verstarb, sondern kürzer oder länger schwer auf dem Sterbebett lag, bat die Familie um das Beten der „Sieben Fußfälle“. Sieben Kinder des Dorfes gingen, meist in Begleitung einer erwachsenen Frau in kleiner Prozession zu sieben bestimmten Kreuzen im Dorf oder in Dorfnähe und verrichteten festgelegte Gebete für den Sterbenden um ein gutes Sterben, um sein Heil. Beim Vaterunser, beim Ave wurde hinzugefügt: „Herr gib dem Kranken, was ihm zum Heile dient.“

Warum gingen Kinder? Sie waren wohl leichter abkömmlich. Der mühsame Arbeitsalltag der Bauern und Werk tätigen musste weiter gehen. Auch wurde gesagt, dass Kindergebet durch die Wolken dringe und vom Herrgott erhört werde. Schließlich wollte man bewusst die Kinder nicht von Leid und Tod fern halten. Ihnen sollte die Scheu davor genommen werden.

Ursprünglich sind die „Sieben Fußfälle“ entstanden als eine sehr frühe Form des Kreuzweges. Jerusalem pilger brachten den Brauch im Spätmittelalter mit ins Rheinland.

Man betete, teils kniend, an sieben vorhandenen oder eigens erstellten Kreuzen. Vom Sauerland bis nach Ostbelgien war die Andachtsform verbreitet. In fast allen Eifeldörfern gab es die „Fußfälle“, in nur wenigen ist die Erinnerung daran erhalten geblieben. Es lag nahe, beim Sterbegebet diese Form zu wählen, um das Leid des Sterbenden mit dem Leiden Jesu zu verbinden.

Wo es in den Dörfern nicht genügend Holz- oder Steinkreuze gab, wurden Heiligenhäuschen und Bildstöcke als Stationen hinzugenommen, um auf die Siebenzahl zu kommen. In meinem Heimatdorf Müllenbach bei Adenau zählten zu den „Fußfällen“ ein Grabkreuz am Jugendheim, ein altes Pestkreuz auf

Privatgrund, zwei weitere Privatkreuze, ein Wege- und ein Votivkreuz am Dorfrand und ein Heiligenhäuschen. Nach dem Gebet erhielten die Kinder in der Regel ein paar Pfennige von der Familie, reichten mancherorts sogar dem Sterbenden die Hand, wurden oft auch zum Begräbniskaffee eingeladen.

Man erschrickt, man staunt beim Vergleich von früher und heute. Die Auffassungen klaffen weit auseinander. Im Palliativen haben wir uns sicher verbessert. Aber im Sozialen? Man kann alte Bräuche nicht einfach in die anonymere Moderne übertragen. Aber fragen, ob wir davon etwas lernen können in Sachen christlicher Anteilnahme am Sterben der Sterbenden heute, das darf man doch. ■



Heiliges Kreuz von Lage

Im Wallfahrtsort Lage im nördlichen Osnabrücker Land gibt es die immer noch lebendige Tradition des Kreuztragens. Nicht nur bei der großen Krankenwallfahrt am Fest Kreuzerhöhung, siehe Bild, wird das über 140 kg schwere Kreuz betend um die Kirche getragen. Auch in persönlichen Notlagen, wenn etwa ein Familienmitglied, ein Nachbar schwer krank ist oder im Sterben liegt, kommen Nachbarschaften und Familien zusammen und tragen fürbittend das Jahrhunderte alte Lager Kreuz.

## Erfahrungen Prominenter mit dem Tod



**A**ls geistbegabtes Wesen besitzt der Mensch die Fähigkeit, tiefer in die Dinge der Welt und in das eigene Dasein einzudringen, läuft aber auch Gefahr, diese in ihrer Wirklichkeit zu verkennen. Der Mensch kann sie aus seiner Gedankenwelt wegschieben und verdrängen, aber auch sie suchen und von ihnen träumen.

Diese Feststellung trifft für Gott, aber ebenfalls für den Tod, das Sterben des Menschen. Realisten und Utopisten können je nach Stimmungslage oder persönlicher Situation zwischen beiden Haltungen schwanken.

Die Bekehrung „in der Nähe des Todes“<sup>1</sup> des Kirchenhassers und Freigeistes Voltaire wird zwar oft geleugnet, aber er hat tatsächlich sechs Stunden vor seinem Tod gebeten, beichten zu können. Diese Erfahrung der Umkehr vor dem nahenden Tod hat sich in der Geschichte der Kirche schon oft ereignet – viele Seelsorger können davon erzählen.

Friedrich Schiller entlarvt eine solche Unsicherheit trotz angeblicher Ruhe in dem Drama „die Räuber“, wo der Freigeist Franz Moor überraschenderweise und zu ungewöhnlicher Zeit den Pastor Moser zu einer Glaubensdebatte rufen lässt. Beide schenken sich in der Diskussion nichts doch zeigt sich die Überlegenheit des Pastors in seiner ruhigen Art zu argumentieren.

Schiller neigt zum Moralisieren, sucht Gott mehr als Richter, der Unrecht ahndet, weshalb sich viele Menschen vor dem Tod ängstigen und zum Glauben zurückfinden. Goethe dagegen meidet in seinen Schriften den Gedanken an Tod und Gericht. Er scheint ihn verdrängt zu haben, er nahm nicht einmal an der Beerdigung von Frau Stein teil. Der Biograph Richard Friedenthal<sup>2</sup>

schreibt über Goethes Sterben: „Goethe ist nicht leicht gestorben. Er hat noch bei den leisesten Anzeichen von Besserung gehofft und seinen Diener nach dem Datum gefragt. Als er hörte, es sei der 22. März, meinte er: ‚Also hat der Frühling begonnen und wir können uns umso eher erholen.‘ Zur Schwiegertochter spricht er vom April, der zwar stürmisches Wetter, aber auch schöne Tage bringen werde. Den Arzt bittet er, ihm keine Arzneien mehr zu geben, durch Bewegung in der freien Natur werde er sich schon stärken. Aber der Mediziner hat bereits zwei Tage zuvor das Ende gesehen als er am frühen Morgen gerufen wurde: ‚Ein jammervoller Anblick erwartete mich‘.

Fürchterliche Angst und Unruhe trieben den seit lange nur in gemessener Haltung sich zu bewegen gewohnten hochbejahrten Greis mit jagender Hast bald ins Bett, wo er durch jeden Augenblick veränderte Lage Linderung zu erlangen vergeblich suchte, bald auf den neben dem Bette stehenden Lehnstuhl. Der Schmerz, welcher sich mehr und mehr auf der Brust festsetzte, presste dem Gefolterten bald Stöhnen, bald lautes Geschrei aus. Die Gesichtszüge waren verzerrt, das Antlitz aschgrau, die Augen tief in ihre lividen Höhlen gesunken, matt, trübe; der Blick drückte die grässlichste Todesangst aus. Der ganze eiskalte Körper triefte von Schweiß ...“

Goethe klammert sich an die augenblickliche Besserung und verdrängt seine wirkliche Lage. Angst, keineswegs Hoffnung, kennzeichnen die letzten Tage seines Lebens.

Jesus übergibt sein Leben vertrauensvoll dem Vater (vgl Lk 25,46). Stephanus zeigt, dass der Jünger wie sein Meister stirbt, betend, Jesus möge seinen Geist aufnehmen (Apg 7,59). ○

<sup>1</sup> vgl: G. Becker: Variationen einer Schwarzamsel, Regensburg 2018, S. 162ff.

<sup>2</sup> vgl: Frankfurt a.M. 1965 S. 655f.

Hubert Gindert:

## Reformer und Wegbereiter in der Kirche:

## Paulinus von Trier – Bahnbrecher der Wahrheit

**Wenige Mutige können eine Wende herbeiführen. Bischof Paulinus war ein solcher. Am 1. Januar 1969 erschien die erste Ausgabe der katholischen Monatszeitschrift „Der Fels“. Der Chefredakteur, Pater Gerhard Hermes SAC, legte im Vorwort dar, warum die Gründung dieser Zeitschrift notwendig geworden war und was er als seine Aufgabe ansah: „Der Fels weiß sich der Wahrheit verpflichtet, nicht dem Trend ... Wir werden uns nicht scheuen, die Grenzen zwischen Wahrheit und Irrtum zu markieren ... Natürlich wird man uns vorwerfen, wir brächten Verwirrung in die Reihen. Kann die Verwirrung noch schlimmer werden, als sie schon ist?“**

Der „Synodale Weg“ in der deutschen Ortskirche zeigt einen neuen Höhepunkt in der Verwirrung. Sie drückt sich in der Frage aus: Was gilt eigentlich noch?

Wir sollten uns durch die Vorgänge des „Synodalen Weges“ mit Blick auf die 2000jährige Geschichte der katholischen Kirche nicht aus dem Tritt bringen lassen. Bereits im vierten Jahrhundert gab es eine ungleich größere Krise. Damals ging es nicht um die Stellung der Frau in der Kirche, die kirchliche Sexualmoral, die priesterliche Ehelosigkeit und den Umgang mit Macht. Es ging um die fundamentale Frage: Wer ist Jesus Christus? War Jesus Christus wahrer Mensch und wahrer Gott? Es ging um unser Heil: Sind wir durch Jesus Christus erlöst?

Im Konzil von Nicaia (325) wurde die nicenische Trinitätslehre formuliert, wonach Jesus Christus wesensgleich mit Gott Vater ist. Der Priester Arius hatte behauptet, dass Jesus Christus nicht gleichen Wesens sei. Daraus entwickelte sich eine jahrzehntelang anhaltende Auseinandersetzung, in die sich der Kaiser des römischen Reiches einmischte und in der Bischof Athanasius von Alexandrien der Wortführer der Gläubigen war. Die Wahrheit hat oft wenige Stimmen. Eine handvoll Mutige kann aber eine Wende herbeiführen. Im Fall der arianischen Krise kamen zur Übermacht des Staates, die der heutigen Macht der Medien vergleichbar war, die Bischöfe hinzu, die fast alle vom Glauben abgefallen waren. Einer von den wenigen gläubigen Bischöfen war Paulinus von Trier. Er stammte aus einer vornehmen Familie in Aquitanien. Von Bischof Maximin zum Priester geweiht, folgte er ihm als Missionar nach Trier. Er wurde als Nachfolger von Maximin 347 zum sechsten Bischof von Trier geweiht. In den Auseinandersetzungen um die Dreifaltigkeitslehre mit den Anhängern des Arius stellte sich Paulinus auf die Seite des Athanasius.

Als Kaiser Constantius II. die geistliche Einheit im arianischen Sinne erzwingen wollte, berief er 353 das Konzil von Arles, eine Pro-

vinzialsynode für Gallien, ein. Den Teilnehmern wurde ein kaiserliches Edikt vorgelegt, das von allen eine Verurteilung der Position des Bischofs Athanasius verlangte. Denen, die das kaiserliche Edikt nicht unterzeichneten, wurde die Verbannung angedroht. Alle Bischöfe un-



terschrieben das, was Constantius II. verlangte, außer Bischof Paulinus. Er wurde daraufhin nach Phrygien (heutige Türkei) verbannt, wo er an den Strapazen verstarb.

Der Mut des Bischofs Paulinus blieb nicht ohne Folgen. Als Constantius zwei Jahre später (355) eine Synode nach Mailand einberief, mit den gleichen Forderungen wie in Arles, verweigerten dem Kaiser, ermutigt durch das Beispiel von Paulinus, eine große Zahl ihre Zustimmung. Die Wahrheit setzte sich allmählich durch. ■



## Zur Geschichte des „Forums Deutscher Katholiken“ (Fortsetzung)

Der **achtzehnte Kongress** vom 20. bis 22. Juli 2018 in Fulda hat mit seinem Motto **„Selbstbewusst mit Christus“** herausgestellt, dass die Streiter für die Sache Gottes keinen Grund haben, gebeugt und niedergeschlagen zu Boden zu blicken. Sie haben nämlich die *„Eucharistie als Sakrament und Kraftquelle“*, wie Weihbischof Athanasius Schneider ORC in Erinnerung rief. Sie haben *„Maria, Mutter der Kirche“* als Hilfe wie Pfarrer Winfried Abel ausführt. Das Podiumsgespräch moderiert von Bischofsvikar Christoph Casetti *Wie kann der Glaube in den neuen Großraumpfarreien weiterleben?* zeigte Lösungen auf. Die Frohbotschaft Christi *„Wenn Moslems Christen werden wollen ...“* Das Evangelium Christi darf auch den Moslems nicht vorenthalten werden. Dieses Tabu bricht der Referent Josef Herget CM tagtäglich mit beträchtlichem Erfolg. Selbstbewusste Katholiken haben aus „Todfeinden“ das „Neue Europa“ auf den verschütteten „Fundamenten des christlichen Abendlandes“ gegründet. Prof. Münch hat an das für unmöglich gehaltene Faktum erinnert.

Fürst Alois Konstantin von Löwenstein hat die Teilnehmer humorvoll und sachkundig durch die bisherigen Kongresse begleitet. Ab 2018 übernahm RA Roger Zörb diese Aufgabe.

Der **neunzehnte Kongress** vom 14. bis 16. Juni 2019 in Ingolstadt hat gegen alle Träume von der Autonomie des Menschen klargestellt **„Ohne Gott – keine Zukunft!“**. Denn menschliche Konventionen und selbst große Errungenschaften wie Demokratie und neue Medien, können zu Gefahren werden.

Auf die notwendigen Dämme hat Prof. Münch in seinem Vortrag *„Demokratie lebt vor allem von Rechtsstaatlichkeit und Meinungsfreiheit“* hingewiesen. Auch das

Podiumsgespräch *„Mensch bleiben in der Arbeitswelt des 21. Jahrhunderts“* hat Gefährdungen für den Menschen verdeutlicht.

Stefan Meetschen zeigte *„Fluch oder Segen? Was die neuen Medien mit den Menschen und der Kirche machen“*, so dass der Diplompyschologe und OStD Josef Kraus die Frage stellte *„Wie objektiv werden wir informiert? Die Verantwortung der Medien in der digitalen Welt“*.

In einer auseinanderfallenden Gesellschaft, die kein gemeinsames Credo mehr verbindet, hat sich ein Podiumsgespräch der Frage gestellt *„Wie kann der Zusammenhalt in der Gesellschaft gestärkt werden?“*.

Die Familie gilt als letzter Hort des Zusammenhalts. Darauf wies der unermüdliche Streiter für Ehe und Familie Jürgen Liminski hin und erinnerte an die Warnung der Schwester Lucia dos Santos in seinem Vortrag: *„Geht die ‚letzte Schlacht‘ um Ehe und Familie?“* Pfarrer Erich Maria Fink mahnte *„Wir brauchen einen missionarischen Aufbruch, aber eine katholische Mission“* Was können wir von religiösen Mega-Events erhoffen?

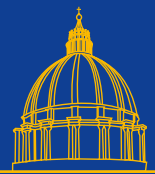
Die Chorgemeinschaft Lechain gestaltete die Abschlussmesse musikalisch.

Der **zwanzigste Kongress** „Freude am Glauben“ sollte am Gründungsort des „Forums Deutscher Katholiken“ stattfinden. Der neue Bischof von Fulda, Dr. Michael Gerber, hat auf eine diesbezüglich Anfrage hin am 29. April 2019 u.a. folgendes geantwortet: *„Sie stellen nun die konkrete Frage, ob der Kongress in Zukunft auch wieder nach Fulda zurückkehren könnte. Ich bitte Sie, für die Planung der Folgeveranstaltungen (!) in Ingolstadt zu bleiben ...“* Die Antwort war deutlich.

Wir haben den zwanzigsten Kongress noch einmal für Ingolstadt geplant. Das fertige Programm dafür lag vor.







Die Corona-Pandemie ließ aber nicht zu, ihn durchzuführen. Auch der nächste Kongress war nun für den 16. bis 18. Juli 2021 in Regensburg vorbereitet, muss aber erneut pandemiebedingt auf 2022 verschoben werden.

## Zusammenfassung

Im Rückblick auf die bisherigen 19 Kongresse „Freude am Glauben“ erinnern wir daran: Die Kongresse waren nicht nur Veranstaltungen mit hochkarätigen Referenten und Podiumsgesprächen zu Zeitfragen. Sie waren weit mehr und hatten Voraussetzungen zum Gelingen, die leicht aus dem Blick geraten, obwohl sie dafür wesentlich sind.

Da ist zuerst die Festlegung des Mottos, das die Richtung des Kongresses markiert. 2019 hieß das Motto: „Ohne Gott keine Zukunft“. Für 2020 war das Motto vorgesehen: „Wer glaubt, überwindet die Angst“ und für 2021: „Was ER euch sagt, das tut“ (Joh. 2,5).

Die Referenten und Gesprächsteilnehmer der Podien sollten das jeweilige Motto aus katholischer Sicht umsetzen. Von den Vortragenden wurden fachliche Kompetenz und eine eindeutig katholische Haltung vorausgesetzt, denn nur so konnte ein Programm entstehen, das „Freude am Glauben“ atmet.

Um möglichst vielen Interessenten die Teilnahme zu ermöglichen, wurden die Kongressgebühren niedrig gehalten. Dazu trugen dankenswerterweise die Referenten selbst bei. Sie verzichteten auf ein Honorar, teilweise sogar auf die Fahrtkosten. Wir konnten einige Personen gewinnen, die dieses Vorhaben durch erhebliche Zuschüsse unterstützten.

Unsere Kongresse waren geistliche Ereignisse. Die Gebete der Teilnehmer und Freunde trugen dazu bei. Ihnen wurde bei der Begrüßung zur Kongresseröffnung auch immer gedankt.

Die feierlichen Gottesdienste bei der Eröffnung und zum Abschluss der Kongresse haben den religiösen Charakter unterstrichen. Üblicherweise feierten die

jeweiligen Ortsbischöfe der Kongressstandorte den Eröffnungsgottesdienst, herausragende Bischöfe aus der Weltkirche den Abschluss mit den Teilnehmern. Auf Wunsch vieler Teilnehmer wurde am zweiten Tag eine heilige Messe im a.o. Ritus gefeiert. Die Pfadfinder Europas (KPE) und die Priesterbruderschaft stellten zumeist die Schola.

Wer sich auf den Kongressen zur stillen eucharistischen Anbetung zurückziehen wollte, hatte dafür einen schön gestalteten Raum im Kongresszentrum. Wer die Möglichkeit zu einer Beichte suchte, erhielt die Gelegenheit im Kongresszentrum.

Das Vortragsprogramm wurde durch Theaterstücke von Inge M. Hugenschmidt-Thürkauf mit dem Titel „Ein Feuer, das brennt – Madame Currie und Dorothee von Flüe“ (2011) und „Die Nacht vor dem Licht – Die letzten Stunden im Leben von Edith Stein“ (2012) bereichert. Dazu ist die Aufführung „Die Passion – ausgewählte Stationen“, dargestellt von Teilnehmern des Jugendprogramms (2013) zu erwähnen.

Wir haben auf den Kongressen mit Ausstellungen „Zeugen des Glaubens“ der christlichen Märtyrer gedacht.

Natürlich konnten die Teilnehmer der Kongressorte mitbekommen, dass innerhalb ihrer Mauern ein religiöses Ereignis stattfand. Sie konnten die Lichterprozessionen vom Kongresszentrum zu einer Kirche, jeweils am Samstagabend, miterleben. An ihr nahmen stets viele Kongressbesucher teil.

Der Abschluss endete mit Gebeten, zum Teil mit Marienweihe. Die Jugend ließ diesen Tag mit Gebet und Musik, z.T. mit Nightfever, in einer Kirche ausklingen. Die Gestaltung der abendlichen Anbetung ist ein Teil des Beitrages, den die Jugend für das Gesamtprogramm erbrachte. Das Morgenlob am Samstag und Sonntag wäre hier zusätzlich zu erwähnen.

Der Kongress hatte 2006 erstmals ein eigenes Jugendprogramm, um das sich einige Jahre die Gemeinschaft „Totus Tuus“ engagiert annahm. Danach kümmerte sich die „Jugend 2000“ und besonders Pfarrer Christof Anselmann um dieses Programm.





Dem Hauptprogramm waren Workshops der Jugendlichen angeschlossen mit aktuellen Themen, wie bspw. „Wie finde ich den richtigen Ehepartner?“

Ein selbstständiger Bestandteil, der an mehreren Tagen für Jugendliche angeboten wurde, war das mehrtägige „Medien- und Kommunikationstraining im Rahmen des Kongresses in Kooperation mit dem ‚MA-KA-Medienseminar‘“. Für sein Zustandekommen hat sich besonders Dr. Martin Hafner verdient gemacht.

Im neuheidnisch werdenden Europa hatten die Kongresse „Freude am Glauben“ eine zusätzliche Aufgabe, auf die Benedikt XVI. in der Biographie von Peter See-wald (S. 569) hinweist, nämlich „Gleichgesinnte sammeln“. Neue und katholisch gebliebene Gemeinschaften konnten sich auf den Kongressen an Infoständen vorstellen und über ihre Tätigkeiten informieren. Wir hatten auf den Kongressen bis zu 50 Infostände, die von den Kongressbesuchern in den freien Zeiten interessiert wahrgenommen wurden. Es gab Gemeinschaften, die sich darüber hinaus in das Jugendprogramm einbrachten, wie bspw. die „Jugend 2000“, „Totus Tuus“, „Katholische Pfadfinder Europas (KPE)“, die „Legionäre Christi“, die Priesterbruderschaft St. Petrus und die „Lebensrechtsgruppen“. Dazu zählen auch Institutionen, die sich missionarisch an heiße Eisen heranwagen, wie das Institut „St. Justinus“ von Pater Herget, das sich um am Christentum interessierte Moslems annimmt.

Der Kongress „Freude am Glauben“ hat durch die Anwesenheit hoher Würdenträger aus Rom und der Weltkirche einen übernationalen Charakter, ein echt katholisches Gesicht, bekommen. Es sei hier an die Kardinäle Paul Augustin Maier, Rom und Leo Scheffczyk (2001), an den Präfekten der Glaubenskongregation Joseph Ratzinger (2002), an Jean-Marie Lustiger, Paris (2003), an den Primas von Ungarn Peter Erdö (2004), an Paul Josef Cordes, als Vertretung des neu gewählten Papstes Benedikt XVI. (2005), an Francis Arinze, Rom (2006), an Stanislaw Rylko, Rom (2008), an Zeno Grochowski, Rom (2010), an Kurt Koch, Rom (2011), an Walter Brandmüller, Rom (2012), an Gerhard Ludwig Müller, Rom (2014), an Dominik Jaroslav Duka, Prag (2015), an Joachim Meisner, Köln

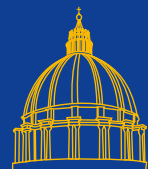
(2016) erinnert. Diesen Kardinälen sind der päpstliche Nuntius, Erzbischof Perisset, sowie die Bischöfe Bischof em. Heinz-Josef Algermissen, Fulda; Bischof Arborelius Anders, Stockholm; Erzbischof Stephan Burger, Freiburg; Bischof Josef Clemens, Rom; Erzbischof Rino Fisichella, Rom; Bischof Dr. Gregor Maria Hanke OSB, Eichstätt; Bischof em. Friedhelm Hofmann, Würzburg; Bischof em. Dr. Vitus Huonder, Chur; Bischof Dr. Franjo Komarica, Banja-Luka; Bischof Dr. Klaus Küng, Feldkirch/Österreich; Weihbischof em. Dr. Andreas Laun, Salzburg; Erzbischof Flavius Josephus Melki, Beirut; Erzbischof Dr. Roland Minnerath, Dijon; Bischof em. Dr. Walter Mixa, Augsburg; Bischof Frantisek Radkovsky, Pilsen; Weihbischof Athanasius Schneider ORC, Kasachstan; Bischof em. Wilhelm Schraml, Passau; Bischof Franz-Peter Tebartz-van Elst, Limburg; Bischof Dr. Rudolf Voderholzer, Regensburg; Bischof Dr. Karl Heinz Wiesemann, Speyer; Bischof em. Konrad Zdarsa, Augsburg; Erzbischof em. Robert Zollitsch, Freiburg hinzuzufügen.

Der Kongress hat von Anfang an versucht, seine Botschaft über den Kreis der Teilnehmer hinauszutragen und die neuen kommunikativen Möglichkeiten zu nutzen, die uns zur Verfügung standen, wie Radio Horeb, EWTN, K-tv, bonifatius-tv sowie anfangs Kassetten und später CDs des AK-Medienapostolats.

Auf den Kongressen wurden Resolutionen verabschiedet und an die Medien weiter geleitet. Das waren, um einige zu erwähnen 2017: „Die Jugend braucht Vorbilder um eine bessere Welt aufzubauen“ und „Entmenschlichung durch Pornografie und frühe Sexualisierung“ 2018: „Die Politik der Europäischen Union (EU) leidet unter einem Wertverlust“ und „Der Mensch sehnt sich nach Orientierung“. 2019: „Gefährdung der Rechtsstaatlichkeit und unserer Freiheit“ und „Das Evangelium wieder zum Leuchten bringen“.

Der Kongress „Freude am Glauben“ hatte seit 2004 eine Schirmherrschaft: 2004 und 2005 in Regensburg mit Gloria Fürstin von Thurn und Taxis, 2006 und 2007 mit Staatsminister Dr. Alois Rhiel. Von 2008 bis zu ihrem Tod im Januar 2016 übernahm Johanna Gräfin von Westfalen die Schirmherrschaft. Danach ist bis heute Ministerprä-





sident a.D. Prof. Dr. Werner Münch Schirmherr des Kongresses. Prof. Münch hat außerdem an der Konzeption des Kongressprogramms engagiert mitgewirkt.

Alois Konstantin Fürst zu Löwenstein stellte vom 1. Kongress bis 2017 die Referenten vor und führte in seiner launig-humorvollen Art die Teilnehmer durch den Kongress. Ab 2018 hat RA Roger Zörb diese Aufgabe übernommen.

Der Sprecher des „Forums Deutscher Katholiken“ wurde in seinen Aufgaben von seinen Vertretern tatkräftig unterstützt. Das waren von 2000 bis 2003 Prof. Dr. Gontard Jaster, dann bis 2019 Gerhard Braun, bis 2020 Dr. Martin Hafner und seitdem Pfarrer Christof Anselmann.

Zu den Mitsorgenden der Kongresse gehören auch die Kuratoriumsmitglieder, die im Kongressprogramm jeweils aufgeführt sind. Die eigentlichen organisatorischen Aufgaben der Kongresse übernahm ein Team, zusammen mit Helfern, ohne die die Veranstaltungen nicht möglich gewesen wären. Die aufgeführten Ressorts nennen bei „Schatzmeister“ (Hans Schwanzl), „Schriftführung“ (Inge Schwanzl) und „Verbände, Liturgieorganisation“ (Gerhard Stumpf) nur die Hauptaufgaben. Tatsächlich müsste man besser von einer „Allzuständigkeit“ sprechen. Es ist das Geheimnis, das ein kleines Organisationsteam die Kongresse stemmen

konnte. In diesen Dank sind unsere Familienmitglieder Margit Stumpf, Pauline und Roswitha Gindert, sowie Dr. Eduard Werner, die Fuldaer Helfermanschaft um Martin und Annette Haubs und dazu Gertrud Blobner, Heribert Dehn, Martin und Erwin Britzger, Stefan Heptner, die Gebrüder Lang und weitere zu nennen, wie Pfr. Christof Anselmann, Angelika Meigel, Paul-Daniel Fraede mit der Helferschar der Jugend 2000, als auch allen Helfern jeweils vor Ort.

Wir gedenken aber auch unserer verstorbenen Freunden Manfred Christ, Ansgar Kneißl und Traugott Georgi, die uns in der Vergangenheit zur Seite standen.

## Epilog

### Nun die Frage: Was haben die Kongresse erreicht?

Unser Statut fordert von uns: „Stellungnahmen zu drängenden Fragen“. Das ist geschehen durch die Kongresse sowie durch Erklärungen bei bestimmten Anlässen. Die Kongresse waren ein Signal. Sie haben Suchenden Orientierung gegeben und Schwankende in ihrem Glauben bestärkt. Wären wir harmlos gewesen, hätten wir nicht den Widerstand von Medien und Menschen auf uns gezogen, die eine andere Gesellschaft und Kirche wollen.

### Haben wir noch eine Aufgabe?

Die Frage ist, können wir uns angesichts der Situation in Kirche und Gesellschaft zurücklehnen und gewissermaßen vom Balkon aus zuschauen, was die da unten auf der Bühne treiben? Ich denke, Nein!

Jene, die Kirche und Gesellschaft umpflügen wollen, schlafen nicht. Lucia dos Santos, eines der Seherkinder von Fatima, hat einmal geäußert: „Die letzte Schlacht geht um Ehe und Familie“. Das ist nämlich die Grundstruktur der Gesellschaft.

### Was können wir tun?

Das Gebet steht am Anfang! Aber auch Gespräche und der Schritt in die Öffentlichkeit durch Initiativen gehören dazu. Wir haben als Weltchristen Aufgaben, denen wir uns nicht entziehen sollten!

Hubert Gindert



Die gesamte Festzeitschrift: „Die Geschichte des Forums Deutscher Katholiken“ können Sie bestellen bei:  
Hubert Gindert, Eichendorffstr. 17,  
86916 Kaufering;  
**Bankverbindung Forum Deutscher Katholiken:**  
Liga Bank eG; SWIFT (BIC): GEN ODE F1 M05  
IBAN: DE 68 7509 0300 0007 1068 66  
Unkostenbeitrag Forum Deutscher Katholiken  
7,50 Euro; incl. Versand



## Die Änderung des Ehegattensplittings soll alle Frauen in außerhäusliche Arbeit zwingen

„Ehepaare und Lebenspartnerschaften, die nicht dauerhaft getrennt leben oder sich selbst für eine getrennte Besteuerung entscheiden, werden bisher nach dem Ehegattensplitting besteuert ... Diese Berechnungsmethode hat großen Einfluss darauf, wieviel Geld bei Ehepaaren am Ende des Monats auf dem Konto landet.“ Ein Rechenbeispiel für das Jahr 2020 soll das verdeutlichen: „Angenommen ein Paar verdient gemeinsam 60.000 Euro im Jahr wobei ein Partner 45.000 Euro verdient, der andere nur 15.000 Euro. Ist es unverheiratet, zahlt einer 10.244 Euro Steuer, der Andere 1.085 Euro – macht insgesamt 11.329 Euro. Wäre dasselbe Paar verheiratet würde sein Einkommen gemeinsam versteuert. 10.374 Euro Steuern müsste es entrichten, Dank des Ehegattensplittings also 955 Euro weniger“ (Qu: Augsburger Allgemeine Zeitung, 20.9.2021).

Zum Ehegattensplitting äußert der Präsident des IfoInstituts Clemens Fuest: „Aus ökonomischer Sicht setzt das Ehegattensplitting für die Zweitverdiener, in der Regel Frauen, starke Anreize, nicht erwerbstätig zu sein oder allenfalls eine Teilzeitstelle anzunehmen – und sich statt dessen auf Haushaltsarbeit und Kindererziehung zu konzentrieren.“ „Fuest hält die Steuerpolitik für einen Pfeiler, um die Frauenerwerbstätigkeit zu erhöhen“.

Der Ifo-Chef Clemens Fuest sagt bemerkenswert offen, was er mit der Abschaffung des bisherigen Ehegattensplittings will: Alle Frauen in die außerhäusliche Arbeit integrieren! Das erhöht den Profit der Wirtschaft. Die Folgen für die Familie, insbesondere für die Kinder sind nachrangig. Denn keine Kinderbetreuung kann die Familie, insbesondere die Mutter ersetzen. Es ist ein Denken von der Wirtschaft her, dem alles untergeordnet wird, auch die Warnungen der Kinderpsychologen und Kinderärzte. Die Tatsache, dass ein Drittel der Mädchen und ein Fünftel der Buben an psychosomatischen Störungen leiden und dass die Fähigkeit und Bereitschaft zur Empathie von 1979 bis 2009 um 40% abgenommen hat, stören Leute, die Menschen nur als Produktionsfaktor sehen, nicht. In-

## Auf dem Prüfstand

zwischen wurde festgestellt, dass sich seit 1997 die Zahl derer verdreifacht hat, die wegen Depression, Angst und Belastungsstörungen nicht zur Arbeit gehen konnten (Qu: Tagespost, 16.09.2021).

Die Einsparung für den Staat durch Abschaffung des bisherigen Ehegattensplittings beträgt, nach o.a. Rechenbeispiel monatlich 79,5 Euro. Die Nachteile, die für die Gemeinschaft entstehen, hat der Ifo-Chef wohl kaum berechnet. Das ist in Anbetracht der verheerenden demographischen Situation erstaunlich kurz-sichtig für einen Wirtschaftsführer.

*Hubert Gindert*

## Unter dem Vorwand „Kinderrechte“ wird die Zukunft der Kinder zerstört

„Die schottische Regierung, geführt durch die liberale ‚Scottish National Party‘, erlaubt Kindern ab vier Jahren, darüber zu bestimmen, mit welchem Geschlecht, Namen und Pro-Namen sie in der Schule aufgelistet und von den Lehrern angesprochen werden. Warum soll uns interessieren, was die Schotten tun? Weil das, was in der englischsprachigen Welt an Gender-Irrsinn erfunden wird, meist kurze Zeit später auch in Deutschland auftaucht. Zudem beruft sich das Dokument explizit auf die UN-Kinderrechtskommission“, schreibt Hedwig von Beverfoerde in ihren Informationen vom 24.8.2021.

Beverfoerde weiter: „Nach dem schottischen Leitfaden sollen Kinder selbst entscheiden dürfen, welche Toiletten und Umkleidekabinen sie benutzen. Außerdem sollen geschlechtsneutrale Uniformen entworfen und Transgender-Charaktere in

Unterrichtsmaterialien sichtbar werden. Die angebliche ‚Selbstbestimmung‘ der Kinder ist eine Farce: Mit dem Leitfaden treibt die schottische Regierung die Kinder in die Hände der Transgender-Lobby, die immer mehr Einfluss auf die Entwicklung der Heranwachsenden gewinnt. Auch in Deutschland rücken solche Regelungen näher: Im Frühjahr konnten wir u.a. Dank erfolgreichem Demo-FürAlle-Protests ein weitgehendes Transgesetz der Bundesregierung vorerst stoppen. Aber die drohende Regierungsbeteiligung der Grünen wird neue Vorstöße ermöglichen.“

Der Genderirrsinn findet offensichtlich keine Grenzen mehr!

*Hubert Gindert*

## Wie die kirchliche Ordnung unterlaufen wird

„Die Unterkommission Frauen in Kirche und Gesellschaft“ der Deutschen Bischofskonferenz hat im katholischen ‚Jahr des Wortes Gottes‘ 2019/2020 die Initiative ‚Frauen verkünden das Wort‘ ins Leben gerufen. Frauen aus unterschiedlichen Berufsgruppen aus ganz Deutschland waren eingeladen, die Gelegenheit zur Auslegung der Schrift zu nutzen – in Gottesdiensten, bei Andachten, bei Festen und sonstigen Anlässen – und ihre Predigttexte einzureichen ... Heute (16. September 2021) wird das Buch mit dem Titel ‚Frauen verkünden das Wort‘ auf einer Fachtagung in Münster vorgestellt. Im Vorwort schreibt Bischof Dr. Franz-Josef Bode (Osnabrück), Vorsitzender der Unterkommission ‚Frauen in Kirche und Gesellschaft‘: ‚Eine Fülle von Lebenskenntnis und Lebenskompetenz in Dialog gebracht mit den biblischen Texten, kommt einem dort entgegen, ebenso eine Glaubens- und Hoffnungskraft, die staunen lässt und bewegend ist ... auf diesen Schatz und Erfahrung und Leben zu verzichten, ist eine Verarmung unserer Kirche und schwächt ihre Zukunftsfähigkeit sehr.‘ Gleichzeitig verweist Bischof Bode auf die Arbeit des Forums ‚Frauen in Diensten und Ämtern der Kirche‘ des Synodalen Weges der Kirche in Deutschland, das sich mit Nachdruck dafür einsetzt, ‚dass Frauen und Männer in allen Gottesdienstformen sich qualifiziert

und beauftragt einbringen können‘ ... so Bischof Bode“ (Qu: Pressemitteilungen der Deutschen Bischofskonferenz 16.09.2021).

Bischof Bode versucht hier den Weg für die Predigt von Frauen auch in der Eucharistiefeier zu planen, obwohl er weiß, dass das nicht möglich ist. In der „Instruktion zu einigen Fragen über die Mitarbeit der Laien am Dienst der Priester“ vom 15. August 1997, die von sechs Präsidenten und zwei päpstlichen Räten bzw. Präfekten unterzeichnet ist, wird das dargelegt. So heißt es in Artikel drei „Die Homilie“: „Die Homilie ist als herausragende Form der Predigt ... Teil der Liturgie selbst. Daher muss die Homilie während der Eucharistiefeier dem geistlichen Amtsträger, Priester oder Diakon, vorbehalten sein. Ausgeschlossen sind Laien, auch wenn sie in irgendwelchen Gemeinschaften oder Vereinigungen Aufgaben als ‚Pastoralassistenten‘ oder Katecheten erfüllen. Es geht nämlich nicht um eine evtl. bessere Gabe der Darstellung oder ein größeres theologisches Wissen, sondern vielmehr um eine demjenigen vorbehaltene Aufgabe, der mit dem Weihesakrament ausgestattet wurde. Deshalb ist nicht einmal der Diözesanbischof bevollmächtigt, von der Norm des Canons zu dispensieren. Es handelt sich nämlich nicht um eine bloß disziplinäre Verfügung, sondern um ein Gesetz, das die Aufgaben des Lehrens und Heiligens betrifft, die untereinander eng verbunden sind.“

Die Missachtung dieser Instruktion ist eine grobe Illoyalität gegenüber der Kirche und ihrem Lehramt.

*Hubert Gindert*

**„Kein Land allein kann das Klima schützen“  
... „Warum Deutschland den größten Beitrag erbringt, wenn es Technologie entwickelt“**

*(Augsb. Allg. Zeitung, 24.09.21)*

„Bewahrung der Schöpfung“ und „Umweltschutz“ sind heute in der Gesellschaft und von allen politischen Parteien als wesentliche Aufgabe anerkannt. Die Frage ist, welche Prioritäten können gesetzt werden, um die Ziele zu erreichen? Die Probleme sind nicht einfach lösbar, weil sie nicht allein mit Geld gelöst wer-

den können und die gesamte Bevölkerung den Umweltschutz aktiv mittragen muss. Umweltschutz ist nicht innerhalb nationaler Grenzen lösbar. „Kein Land allein kann das Klima schützen“ sagt Veronika Grimm (50). Sie ist Inhaberin des Lehrstuhls für Wirtschaftstheorie an der Uni Erlangen-Nürnberg. Seit 2020 gehört sie den Wirtschaftsweisen an. Sie forscht seit Jahren über den Energiemarkt.

Veronika Grimm anerkennt die „Fridays for Future Bewegung“, weil sie global agiert, „denn kein Land allein kann effektiv das Klima schützen, dazu müssen viele Länder mitmachen. Vor dieser Herausforderung stehen wir global immer noch“.

Auf die Frage, ob Deutschland bis 2045 klimaneutral werden kann, meint Veronika Grimm: „Klimaneutralität in Deutschland bis 2045 ist technologisch machbar. Wir haben bei der Solarenergie gesehen, dass die Technologie rasant an Fahrt gewinnt... Ähnliches werden wir bei vielen Technologien erleben ... Aber, ob wir weltweit Klimaneutralität erreichen – und darauf kommt es ja an – hängt davon ab, ob es gelingt, Klimapolitik zwischen den Staaten zu koordinieren ... Die großen Handelsregionen der Welt müssen sich in der Klimapolitik abstimmen ... Eine Klima-Allianz, die mindestens Europa, USA und China umfasst. Wir können in all diesen Wirtschaftsräumen viel ambitionierter Klimaschutz betreiben, wenn wir nicht der Gefahr ausgesetzt sind, dass der Klimaschutz unsere Wettbewerbsfähigkeit reduziert ... Wenn sich unsere Produktion verteuert, während die Wettbewerber auf den Weltmärkten den Klimaschutz vernachlässigen und die gleichen Produkte viel billiger anbieten.“

Das Pariser Klimaabkommen hält Veronika Grimm für „enorm wichtig“. Es hat das Ziel, die Erderwärmung deutlich unter 2° zu begrenzen. Das ist aber nur erreichbar, wenn sich die nationalen Ziele an die Abmachung halten. „Denn die nationalen Ziele legen die Staaten selber fest. Sie reichen in der Summe bisher nicht aus.“ Zweitens geht es, nach Grimm, um die Finanzierung des Klimaschutzes: „Das öffentliche Geld wird nicht ausreichen.“ Auf die Frage, woher das Geld kommen soll, antwortete Veronika Grimm: „In Deutschland sind nur 15% der Investitionen staatlich, 85% kommen aus der privaten Wirt-

schaft. Es muss darum gehen, mehr privatwirtschaftliche Investitionen in den Klimaschutz auszulösen.“ Dazu „muss global attraktiv sein, in den Klimaschutz zu investieren ... Wir denken oft national und kleinteilig ... Es wäre kontraproduktiv Deutschland klimaneutral zu machen, wenn gleichzeitig Unternehmen abwandern, unsere Investitionskraft sinkt und sich außerdem Emissionen nur verlagern, also andere Länder mehr Emissionen ausstoßen“. Den besseren Weg für Deutschland sieht sie als Beitrag für den Umweltschutz, d.h. „Technologien entwickeln, die klimaneutrales Wirtschaften ermöglichen und diese weltweit zur Verfügung zu stellen, also zu exportieren“. Um in Deutschland neue Technologien entwickeln zu können, müssen sie, nach Veronika Grimm, über die Sektorenkopplung, d.h. über die Nutzung von zunehmend erneuerbarem Strom in den Sektoren Wärme und Verkehr sowie der Industrie vorangebracht werden. Ein zentraler Hebel ist der Strom, der günstig sein muss. „Das Gegenteil ist heute der Fall.“ Stromkosten müssen, nach Grimm, massiv gesenkt werden. „Die EEG-Umlage macht derzeit ein Viertel am Strompreis aus und ist ein Bürokratiemonster.“ Auch die Stromsteuer sollte auf das europäische Minimum reduziert werden. Damit kann der Strompreis um ein Drittel gesenkt werden. Das würde eine drei- bis fünfköpfige Familie jährlich um 300 bis 400 Euro entlasten, auch die Industrie.

Gefragt, was Veronika Grimm vom „Energiegeld“ hält, das die Grünen für alle Bürger fordern, äußert sie: „Eine Klimaprämie würde zusätzliche Bürokratie bedeuten und hätte auch nicht die Anreizwirkung der Strompreissenkung für die Sektorenkopplung. Hinsichtlich der Klimapolitik rät sie der neuen Bundesregierung ... Sie muss weniger kleinteilig sein und ambitioniert in der Umsetzung. Das Leitinstrument sollte der CO2-Emissionshandel sein, europaweit und sektorenübergreifend. Weiter braucht Deutschland einen raschen Ausbau der Infrastruktur. Leitungen für den Transport von Strom und Wasserstoff, die Lade- und Betankungsinfrastruktur müssen so schnell es geht ausgebaut werden“. Außerdem hält sie schnellere Planungs- und Genehmigungsverfahren für wichtig.

*Hubert Gindert*

## Titelbildbeschreibung



### Der Weltenretter

Das Bild wurde vom Florentiner Agnolo Gaddi (um 1350 – 1396) gemalt. Agnolo verdiente neben der Malerei auch noch als Kaufmann.

Das Titelbild zeigt einen Ausschnitt aus dem mittleren Bild eines Triptychons. Auf den beiden Außenbildern sind der Erzengel Gabriel und die Jungfrau Maria zu sehen. Hier zeigt sich Christus als Weltenretter. Er steht frontal in der Mittelsenkrechten. Sein Haupt ist umgeben von einem Nimbus. Die Zeichen in diesem Schein kann man nicht mehr genau erkennen. Vom ganzen Christus gehen dünne Strahlen aus.

Der Christuskopf geht auf das Mandylion zurück. Den Legenden nach ist dies ein Tuch, in welches Christus sein Antlitz eindrückte. So zeigt sich auch hier Christus wie auf dem Mandylion mit kurzem, gespaltenem Bart, langem, in der Mitte gescheiteltem Haar, feiner und langer Nase, parallel in der Mitte stehenden Pupillen, die den Bildbetrachter direkt und tief anblicken.

Christus ist gekleidet in ein rotes Untergewand, den heiligen Rock von Trier, der in der Leidensgeschichte Erwähnung findet (Joh 19, 23 – 24). Darüber liegt ein tiefblauer Mantel, welcher innen grün gefüttert ist. Beide Kleidungsstücke sind von goldenornamentierten Borten gefasst. Jesus hat seine Rechte im lateinischen Ritus zum Segnen erhoben. Hierbei sind Daumen, Zeigefinger und Mittelfinger ausgestreckt und erinnern an die Dreifaltigkeit. Die beiden anderen Finger sind zurückgebogen und verweisen auf die göttliche und menschliche Natur Jesu Christi. In seiner Linken hält Christus ein aufgeschlagenes Buch, in welchem zu lesen ist: EGO SUM VIA VERITAS [ET] VITA (Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben) (Joh 14,6). Alois Eppler

## Bücher

**George Kardinal Pell, „Unschuldig angeklagt und verurteilt“ – Das Gefängnistagebuch Band I**, ISBN 978-3-9479312-5-5, Preis: 24,90 Euro (D), 25,60 Euro (A), S. 416, Verlag Media Maria

Wer das Gefängnistagebuch des Kardinals George Pell mit dem Vorwort von George Weigel liest, nach dem kommen auch Fragen zum Rechtssystem demokratisch verfasster Staaten. Wir vergleichen uns nicht mit Nordkorea, der Volksrepublik China, auch nicht mit muslimischen Republiken wie Pakistan, in denen grundlegende Bürgerrechte nicht beachtet werden. Nein, wir sprechen von Rechtsstaaten, die das angelsächsische oder kontinental-europäische geprägte Recht praktizieren. Aber im Fall des Kardinals Pell wurde in Australien ein Rechtsbruch möglich durch „Niedertracht, Bosheit und offensichtliche Ungerechtigkeit“ der, wie George Weigel feststellt, „zur Verurteilung unschuldiger Menschen“ geführt hat. Dass am 7. April 2020 der High Court von Australien einstimmig den vorangegangenen Schuldspruch aufhob und in einen Freispruch umwandelte, hebt die Bedenken nicht auf. Denn ein solcher Fall könnte sich wiederholen. Wenn, wie Weigel in seinem Vorwort ausführt, „Anlagepunkte zugelassen werden, die überaus schwach waren ... die Staatsanwälte keinerlei Beweise in der Verhandlung vorbrachten, dass das vermeintliche Verbrechen begangen wurde, und ihre Argumentation allein auf die Aussage des Klägers stützten ... Im Gegenteil: Diejenigen, die zur Zeit der angeblichen Straftaten in der Kathedrale von Melbourne anwesend waren“, und die „unter Eid und im Kreuzverhör darauf beharrten, dass sich die Ereignisse unmöglich so hatten zutragen können, wie der Kläger sie darstellte“ ... Dem Kardinal Pell verurteilenden Richter „kam es allein darauf an, dass der Kläger aufrichtig wirkte. Das war aber nach den Maßstäben der jahrhundertealten Tradition des Common Law keine seriöse juristische Beweisführung sondern eine Geltendmachung von Gefühlen“ ... George Weigel, der sich mit dem Verfahren auseinandersetzt, führt als Gründe für dieses

ungerechte Urteil an „die feindselige öffentliche Stimme“ und ein „vergiftetes Klima“, das an den Fall Dreyfus erinnert. Weigel nennt auch als Mitschuldige die lokale und nationale Presse, die

„die Maske der journalistischen Integrität und Fairness fallen ließ sowie den Straßenmob, von dem das Geschworenengericht in der Verurteilung beeinflusst war. Vier Jahre musste Kardinal Pell Beschuldigungen, Prozesse und öffentliche Demütigungen erfahren. Sein religiöser fester Stand ließ ihn das aushalten, wie aus dem Tagebuch hervorgeht. Seine Standfestigkeit erinnert an Thomas Morus und John Fischer. Mary Clare Meney, die den Kardinal in seinem Martyrium

unterstützte, sagte zu George Pell: „Vielleicht überrascht es Dich ... Deine Situation hat die katholische Landschaft in Australien verändert, und ich habe das Gefühl, dass viel Gutes daraus entstehen wird“ ... Märtyrer verändern die Welt. George Pell ist ein solcher.

*Hubert Gindert*

### Foto- und Quellennachweise:

**307** J. R. Porter: Jesus und seine Zeit, Orbis Verlag, 2002, S. 152; **310** links: Bistum Augsburg, rechts: Nicolas Schnell pba; **311** (oben), **308, 309, 320-323** privat; **311** (unten) Joachim Schäfer - Ökumenisches Heiligenlexikon; **312, 313** Die Ikonen, Herder, Freiburg, Basel, Wien, 1982, S. 73, S. 64; **314** Die Psalmen, Mit Meisterwerken des Mittelalters und der Renaissance, Belsler Verlag, Kath. Bibelwerk, 1997, S. 181; **315** Archiv; **317** Von Wolfgang Sauber - Eigenes Werk, CC BY-SA 4.0, <https://commons.wikimedia.org/w/index.php?curid=69851398>; **318, 328-331** FDK; **319** Alfons Zimmer; **324** (oben), **325** Hermann Bierschbach; **324** (unten) Hermann Haarmann; **326** (oben) Von Nicolas de Largillière - Scan by User:Manfred Heyde, Gemeinfrei, <https://commons.wikimedia.org/w/index.php?curid=2631692>; (unten) Von Joseph Karl Stieler - Übertragen aus nds.wikipedia nach Commons.org by G.Meiners at 12:05, 15. Okt 2005., Gemeinfrei, <https://commons.wikimedia.org/w/index.php?curid=375657>; **327** Von Stefan Kühn - Eigenes Werk, CC BY-SA 3.0, <https://commons.wikimedia.org/w/index.php?curid=2772905>;

**Quellen:** **336** Lit.: - Die Legenda aurea: Das Leben der Heiligen erzählt von Jacobus de Voragine, Gütersloh 1999, S.711; Foto: <https://www.deutsches-martyrologium.de/martyrer/reinheitsmartyrien/schutzlose-ordensschwester-n-und-frauen/schwester-n-der-kongregation-von-der-hl.-katharina-in-braunsberg>

## NEUE Kontoverbindung

# DER FELS

### Liebe österreichische FELS-Leser,

aufgrund der Integration der HYPO Salzburg in die Raiffeisenlandesbank Oberösterreich AG haben wir eine neue Kontonummer/IBAN erhalten.

Ab sofort bitte Ihre Überweisungen an die:

Raiffeisenlandesbank Oberösterreich, Kontoinhaber: Fels e.V.,

**IBAN: AT28 3400 0079 0449 2807 BIC: RZ00AT2L**

**Herzlichen Dank**



Gebetsstätte  
Marienfried

Sühnenacht: 06.11.2021, 20 Uhr, mit  
Weihbischof Marian Eleganti, Chur

Exerziten: 08.11.-11.11.2021, Maria,  
Mutter der Kirche mit P. Ambrosius Bantle

Workshop Musik: 15.11.-18.11.2021,  
Lobt Ihn mit Trommel und Tanz, lobt Ihn  
mit Saiten und Flöte! (Ps 150,4) mit Rolf  
Hagenmaier

Exerziten: 18.11.2021, 17:00 Uhr &  
21.11.2021, 16:00 Uhr, Gott wird Mensch  
– in Vorbereitung auf Advent und Weih-  
nachten mit Pfr. Dr. Jesu-Paul Manikonda

Seminar für Braut- und Ehepaare: 25.11.-  
28.11.2021, Liebe Leben – eine Initiative  
der Bewegung Regnum Christi Begleitung:  
Priester der Legionäre Christi (LC)

Adventskonzert: 25.11.2021, 19 Uhr mit  
Oswald Sattler

[www.marienfried.de](http://www.marienfried.de)  
Marienfriedstr. 62,  
89284 Pfaffenhofen a. d. Roth  
Telefon 07302-9227-0  
[mail@marienfried.de](mailto:mail@marienfried.de)

### Gebetsmeinung des Hl. Vaters im November 2021

Missionarische Jünger

Beten wir dafür, dass jeder Getaufte in  
die Evangelisierung einbezogen und  
zur Mission bereit sei, durch ein Le-  
benszeugnis, das den Geschmack des  
Evangeliums trägt.

### Maria Vesperbild

Fatimatage  
Fatimasilberfest an  
jedem 13. eines Monats,  
7:30 / 8:30 Uhr hl.  
Messopfer • 9.30 Uhr  
Auss. des Allerheiligsten, Ro.kranz, sakr.  
Segen • 10.15 Uhr: feierl. Pilgeramt •  
11.15 Uhr: Erneuerung der Weihe an das  
Unbefleckte Herz Mariens • 11.30 Uhr:  
Weihe von Andachtsgegenständen in der  
Anbetungskapelle • 14.50 Uhr – 15.10  
Uhr: Beichtgel. • 15.00 Uhr: Fatimage-  
betsstunde • 18.40 Uhr: Rosenkranz,  
sakr. Segen • 19.15 Uhr: Hl. Messopfer  
Mehr unter [www.maria-vesperbild.de](http://www.maria-vesperbild.de)



### Anschriften der Autoren dieses Heftes

- Diakon Raymund Fobes  
Zillenweg 8, 85051 Ingolstadt
- Michaela C. Hastetter  
Katholische Hochschule ITI  
Schlossgasse 21  
2521 Trumau - Österreich
- Felizitas Küble  
Schlesienstr. 32, 48167 Münster
- Dr. François Reckinger  
Eichenfeldstr. 21, 40764 Langenfeld
- Hermann Rieke-Benninghaus  
Juttastr. 22, 49413 Dinklage
- Prof. Dr. Dr. Anton Ziegenaus  
Heidelbergerstr. 18, 86399 Bobingen
- Pastoralreferent Alfons Zimmer  
Am Füllort 3c, 44805 Bochum

**DER FELS - Katholische Monatsschrift.** Gegründet 1970 von Pater Gerhard Hermes SAC

**Verlag:** Der Fels-Verein e.V.

**Herausgeber:** Der Fels-Verein e.V.

Verantwortlicher Redakteur: Prof. Dr. Hubert Gindert

**Redaktion:** Eichendorffstr. 17, D-86916 Kaufering, Tel.: 08191/966744, Fax: 08191/966743,

E-Mail: Redaktion: [Hubert.Gindert@der-fels.de](mailto:Hubert.Gindert@der-fels.de) Bestellung: [Renate.Gindert@der-fels.de](mailto:Renate.Gindert@der-fels.de)

Verlagsleitung: ebendort, Grafik und Layout: Renate Gindert, Bernau;

Druck: Mayer & Söhne, Druck und Mediengruppe GmbH, 86551 Aichach

**DER FELS** erscheint monatlich im Umfang von 32 Seiten.

**Bestellung:** An den Fels-Verein e.V., Postfach 1116, D-86912 Kaufering

**Einzahlung Deutschland:** Konto Fels e.V.:

VR-Bank Landsberg-Ammersee eG: Der Fels e.V. KontoNr.: 5147522, BLZ: 700 916 00

IBAN: DE46 7009 1600 0005 1475 22 BIC: GENODEF1DSS

Postbank München: Der Fels e.V. KontoNr.: 903 166 809, BLZ: 700 100 80

IBAN: DE59 7001 0080 0903 1668 09 BIC: PBNKDEFF

**Österreich:** Bestellungen wie oben, Raiffeisenlandesbank Oberösterreich, Fels e.V.,

IBAN: AT28 3400 0079 0449 2807 BIC: RZ00AT2L

**Schweiz:** Bestellungen wie oben, Post Finance: Der Fels e.V. Nr.: 60-377 132-6

IBAN: CH80 0900 0000 6037 7132 6 BIC: POFICHBEXXX

**Für übrige EU-Länder:** Bestellungen wie oben, Der Fels e.V.

IBAN: DE46 7009 1600 0005 1475 22 BIC: GENODEF1DSS

## Schwester M. Leonis Müller CSC vergibt ihren Peinigern

**R**egina Protmann (1552-1613) gab ihrer Schwesterngemeinschaft als Namenspatronin die Hl. Jungfrau und Märtyrerin Katharina von Alexandrien, die zu den vier großen heiligen Jungfrauen zählt. Seit der Gründung im Jahr 1571 besteht die Kongregation ohne Unterbrechung und betreibt Krankenhäuser und andere caritative Einrichtungen. Ihr Handeln bestimmt der Wahlspruch der Sel. Regina Protmann: „WIE GOTT WILL!“

Das deutsche Martyrologium des 20. Jahrhunderts verzeichnet 16 Schwestern der Kongregation, für die ein Seligsprechungsverfahren auf der Ebene des Erzbistums Warmia (Ermland) 2011 abgeschlossen wurde.

Eine der Schwestern war die 1913 in Danzig geborene Käthe (Kosename für Katharina) Müller. Sie trat 1932 im ermländischen Braunsberg bei den Katharinenschwestern ein. Während ihres Postulats lernte sie in der Theologie des geistlichen Lebens, ihr cholerasches Temperament zu beherrschen. Im christlichen Vollkommenheitsstreben gelang es ihr, sich immer mehr Gottes Willen unterzuordnen. Die Einsicht, dass das Leben in der Gemeinschaft auf Ehrfurcht und Demut aufgebaut ist, wur-

de zum tragfähigen Fundament ihres Lebens. So legte sie 1938 die Ewige Profess ab. Nun war sie wahre Braut Jesu Christi für immer.

Zu Beginn des Zweiten Weltkrieges wurde sie zur Wehrmacht einberufen und in einem Lazarett in Mehlsack eingesetzt. Schließlich kam Schwester M. Leonis an das St. Marien-Krankenhaus in Allenstein. Dort erlebte sie im Kreis der Mitschwestern im Januar 1945 den Einmarsch der Roten Armee. Alle Schwestern waren bereit, eher zu sterben, als sich den Übergriffen der Russen preiszugeben.

Am 22. Januar konnte keiner helfen, als Schwester Leonis von einem Russen weggezerrt wurde. Sie rief: „O lieber Heiland, o lieber Heiland.“ Sie wurde gegen 21.00 Uhr in ein Krankenzimmer geschleppt. Mit einem Bajonett wurde ihre Unterwäsche zerschnitten. Trotz aller Gegenwehr wurde sie Opfer der Be-

gierde. Das Unsägliche wiederholte sich durch acht verschiedene Russen. – Gegen 7.00 Uhr morgens kam sie zurück. Kaum hatte sie sich bei ihren Mitschwestern etwas erholt, begannen die Vergewaltigungen erneut.

„Sie war auch gar zart und schön und erschien aller Augen sonderlich

lieblich mit wunderlicher unsäglich-er Schönheit.“ Was die Legenda Aurea über die Hl. Katharina sagt, galt auch für Schwester M. Leonis. Angezogen von ihrem Aussehen wurde sie von den Russen geholt, sobald sie die Schwester erblickten. Schwester Leonis sagte zu ihren Mitschwestern, dass man jetzt Gelegenheit habe, den Feind zu lieben. Man dür-

fe nicht Böses mit Bösem vergelten. Sie danke Gott, dass gerade sie diese Opfer bringen durfte.

Sie wurde nach Russland verschleppt und soll dort am 5. Juni 1945 dem Hungertod erlegen sein.

*Hermann Rieke-Benninghaus*

